

Werk

Titel: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit; Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit

Verlag: Breitkopf

Kollektion: Rezensionszeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556861817_0004

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556861817_0004

LOG Id: LOG_0004

LOG Titel: Wintermonth. Num. I

LOG Typ: periodical_issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556861817

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556861817>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556861817>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

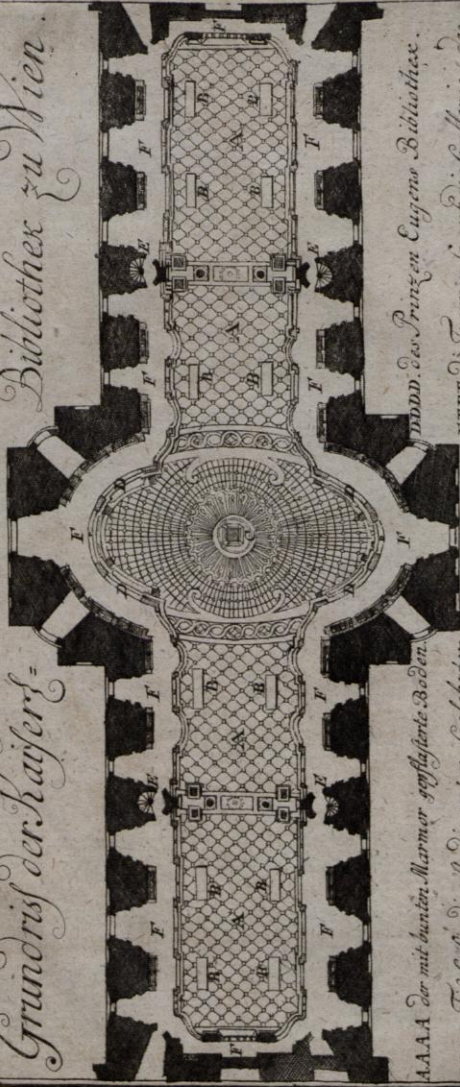
For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Grundriß der Kaiserl =

Bibliothek zu Wien.



AAAA der mit bunten Marmor geflaszte Boden.

BBBB Tische für die studirenden Gelehrten.

C. Kaiser Karls des VI. Marmorne Bildsäule.

DDDD. des Prinzen Eugens Bibliothek.

EEEE. die Trepp'n so auf die Gallerie der

zweyten Stockes führen.

FFFF. die Gallerie, daraufrings um die Manuscripte liegen.

Maßstab von 20. Wien. Klaßst. oder 120. Schu.



Das Neueste
aus der
anmuthigen
Gelehrsamkeit.

Wintermonath, 1754.



Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf,
Num. I. 1754.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui seul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

EX
BIBLIOTHECA
ACAD. GEORGIAE
AUGUSTAE.



I.

Joh. Pauls Frenhrn. von Gundling,
 Königl. Preuß. geh. Raths und Präsid. der
 Kön. Soc. der Wiss. Geschichte der Churmark Bran-
 denburg, in Fol. ohne Namen des Verlegers
 und Jahrzahl.



egenwärtiges Werk hat bisher, als ein
 verborgener Schatz, in Berlin gelegen,
 und ist erst vor kurzem ans Licht ge-
 zogen worden. Es ist der gelehrten
 Welt längst bekannt, was dieser
 Nachfolger des großen Leibniz, in
 der brandenburgischen Geschichte für eine be-
 sondre Stärke gehabt. Sein brandenburgi-
 scher Atlas, sein pommerischer Atlas, die beyde
 1724 in 8. ans Licht getreten; seine Geschichte
 Friedrichs des I. von 1715, ferner sein Leben und
 Thaten Friedrichs des II. Churfürsten zu Bran-
 denb. die 1733 in 8. im Drucke erschienen u. a. m.
 hatten satksam gewiesen, wie groß seine Fähigkeit in
 dieser Art der Gelehrsamkeit wäre. Allein da er
 gleichsam den Vorwurf vorhersah, den man zu un-
 fern

fern Zeiten, mit einem solchen Aufsehen, gemacht hat: Daß es nämlich noch an einer brandenburgischen Geschichte fehle: so wollte er als ein rechtschaffener Präsident der kön. Soc. der Wissensch. es auch daran nicht fehlen lassen.

Seine große Kenntniß der ältesten Geschichtschreiber von Deutschland, ließ es ihm an dem nöthigen Stoffe dazu nicht fehlen. Seine Belesenheit in den besten Schriftstellern, seine geübte Urtheilskraft, in Unterscheidung des Richtigen und Unrichtigen, des Glaubwürdigen und Fabelhaften, setzten ihn auch viel besser in den Stand, etwas Zuverlässiges darinn zu liefern, als ein flüchtiger Wiß jemals seyn kann, der nur obenhin flattert, und nichts aus den rechten Quellen schöpfen kann. Die rechte Geschichte eines Landes zu schreiben, ist nämlich kein Werk für Anfänger, die selbst noch erst lernen wollen; sondern eines reifen Verstandes, den eine vieljährige Nachforschung und Sammlung der dazu gehörigen Urkunden, dazu geschickt gemacht haben, an welche leichte Schriftsteller nicht einmal denken können; weil sie niemals etwas davon sagen gehöret.

Indessen ist unsre Freude bey diesem Werke des sel. Freyherrn von Gundling nur halb. Der würckere Mann ist über dem Drucke, und vielleicht gar über der Ausarbeitung des Werkes gestorben. Wir haben nämlich davon nur ungefähr die Hälfte in Händen, die bis auf das 1238ste Jahr geht. Es ist also Schade, daß der Tod ihn an völliger Ausfertigung dieser wichtigen Arbeit gehindert hat; zumal da sehr zu zweifeln ist, ob jemand von gleicher Fähigkeit

Fähigkeit das angefangene Werk fortzusetzen gesonnen seyn möchte. Es fehlet erstlich von 1238, bis auf Friedrich den I. Churf. aus dem hohenzollernischen Hause, im Anfange des XVten Jahrh. noch eine ziemliche Lücke, die voll von den wichtigsten Begebenheiten ist. Sodann könnte man zwar die beyden Friedriche des sel. Gundlings einschalten: allein nun wären noch fast ein Paar Jahrhunderte bis an Friedrich Wilhelm dem Großen einzuschalten. Von diesem nun seit 1640 bis hieher, ist viel eher ein Ueberfluß, als Mangel der besten Geschichtschreiber in dieser brandenburgischen Historie zu bemerken: Da Puffendorf, Campe, Seiler, Beckmann, Güther, u. a. m. theils einzelner Herren, theils des ganzen Hauses Geschichte ausführlich beschreiben haben.

Wir genießen indessen das, was wir haben, so lange mit Danke, und wollen unsern Lesern daraus einen kleinen Vorschmack geben. Das I. B. handelt in der I. Abtheilung von den Deutschen und swevischen Völkern überhaupt. Hier geht der Verfasser in die ältesten Zeiten zurück: da die Länder der Mark Brandenburg und Pommern, zwischen der Elbe und Weichsel an der Ostsee hin, zuerst von Völkern, die aus dem Oriente gekommen, angebauet worden. Er vermuthet, daß solches im Winter geschehen, wenn die Flüsse, darüber sie kommen müssen, mit Eise bedeckt gewesen. Sie haben sich auch mit Bedachte an die See gehalten, weil daselbst leichter Nahrung zu finden gewesen. Zugleich haben sie sich auf die darinn liegenden Inseln

sehn ausgebreitet, deren vormals viel mehrere und größere gewesen seyn müssen. Viele davon hat die See nachmals ganz verschlungen, andre aber größtentheils weggespület; so daß sie in den gegenwärtigen Zustand gekommen. Dieß zeigen so viel hervorragende Klippen, imgleichen viel flache Stellen, welche die Schiffer sorgfältig vermeiden müssen, um nicht sitzen zu bleiben. In der That muthmaasset, daß diese Landschaften größtentheils aneinander gehangen; so daß die Einwohner derselben nachmals gegen Norden ziehen, und die vorhin in Sinnland gesessenen Lappländer, vor sich her in noch kältere Gegenden treiben können.

Diese neuangekommenen Völker werden insgemein, Sueven oder Suioner genennet, davon die heutigen Schweden sowohl, als die Schwaben, und der Canton Schwiz oder Schweiz selbst ihren Namen haben. Hier widerlegt der Verfasser die rudbeckische Meinung; daß die norddeutschen Völker aus Scandinavien hergekommen. Und freylich, so leicht die Scandinavier über die Ostsee haben kommen können: eben so leicht haben die alten Sueven, über das suevische Meer nach dem Norden gehen können: zumal, wenn, wie erweislich ist, die Inseln Rügen, Bornholm, und andre mehr, vormals viel größer gewesen, und fast bis ans schwedische Ufer gelanget. Wenigstens ist es gewiß, daß aus den märkischen, pommerschen und mecklenburgischen Landen, die so mächtigen Heruler, Longobarden, Vandalier, Rügen und Burgunder gekommen, welche das römische Reich vormals zu Grunde gerichtet haben. Die Sprache der
heuti-

heutigen Schweden, die von der plattdeutschen, pommerischen, mecklenburgischen und märkischen so wenig unterschieden ist, zeigt es auch zur Gnüge, daß diese Völker eines Ursprunges gewesen seyn müssen.

Cäsar und Tacitus versichern, daß die swevische Nation damals den größten Theil von Deutschland angefüllet; und in hundert Gauen bestanden. Sie nennen die Bandalier, Burgunder, Rugier, Longobarden, Hermundurur, Reudinger, Angler, Abioner, Bariner, Gudostier, Suartoner, Nuthoner, Elhsier, und Semnoner; welchen allen der Verfasser zwischen der Elbe, Oder und Weichsel die Sitze anweist: solches auch mit deren noch übrigen Namen vieler Städte und Dörfer in diesen Gegenden, sehr wahrscheinlich machet. Die Langobarden sind aus der Priegniz erst über die Elbe ins Lüneburgische gezogen, und haben die Gegend von Bardewick, bis an den Harz nach sich benennet: wie die Derter Barendsleben, Bardeleben, Bardenstätt, Barendorf, u. d. m. anzeigen. Die Hermundurur wohnten zu des Vellejus Paterculus Zeiten längst der Elbe hinauf nach der Oder zu bis in Niederschlesien. Die Reudinger zwischen Berlin und Frankfurt an der Oder, u. s. w. Die Angeln, von Angermünde bis nach Anklam in Vorpommern; die Bariner, am Barnefluß in Mecklenburg, bis an Warnemünde bey Rostock; die Suartoner an der Warta, die vormals die Swarte, oder der schwarze Fluß geheissen; wie denn mehrere Flüsse von ihren Farben den Namen haben u. s. w.

Nachdem nun der Herr Verfasser ihre Eigenschaften, Religion, Vermehrung, Macht, Kriegsverfassung und Kleidung beschrieben: woben er Cluvern widerleget, der sie gar zu Barbarn und nackten Wilden gemacht: so geht er zur II. Abtheilung, darinn er Octavs Antritt der Regierung, dessen Kriegszug nach Deutschland, den Drusus an der Elbe, seine Thaten und Ehrenmäler, die Merkwürdigkeiten der Semnoner, den Krieg mit dem Könige der Markmänner, Marboden, u.a.m. kürzlich, doch zulänglich beschrieben: so redet er von der Empörung der Pannonier, und der großen Niederlage der Römer, unter dem Quinctil Varus, welchen Hermann der Cherusker Fürst geschlagen; auf eben die Weise, wie solches Herr Baron Schönaich neulich poetisch besungen hat.

Die III. Abtheilung erzählt nun den großen Krieg der so lange gereizten Deutschen wider die Römer; die Vereinigung der Franken, Allemannier und Friesen, den Umsturz des Römischen Reichs, durch seine eigene Heere; den Verfall seiner Gelehrsamkeit und Sitten, die Einfälle der Deutschen in die römischen Länder unterm Arkadius und Honorius; die Zerstörung der Stadt Rom unter dem Vandalischen Könige Alarich; nebst den Zügen der Burgunder und Heruler, deren König Odoacer in Balthland seinen Sitz nimmt, und dem der König der Rügen, Friedrich, mit den Harudern und Brendonern oder Brandenburgern folget.

Der IV. Abschnitt handelt von denen, an die Stelle dieser so häufig ausgezogenen Heere, in ihr Land

Land angerückten Wendischen Völker: welche nicht nur Pommern, die Mark und Mecklenburg, sondern ganz Schlesien, Mähren, Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Crain, Böhmen, die Lausitz, Meissen und das Anhaltische, bis diesseit der Elbe ja bis über die Saale; d. i. so zu reden halb Deutschland überschwemmet haben. Die V. Abtheilung handelt vom Reiche der Wilzen, eines wendischen Volkes. Die VI. von der Eroberung ihrer Länder unter Karl dem Großen; und die VII. den Zustand derselben und den Karlingern.

Des II. Buches I. Abtheilung handelt von der sächsischen Herrschaft Herzog Ottens zu Sachsen, im Lande der Wilzer, da sonderlich Heinrichs des Voglers Siege wider die Havelländer, bey Segeberg, und die Eroberung Brandenburgs merkwürdig ist. Die Ottonen folgen und führen das Christenthum ein, stiften Bisthümer, und setzen Markgrafen, darunter Lothar sonderlich mächtig ist.

Im III. Buche wird die Regierung der ersten Markgrafen diesseits der Elbe in der alten Mark beschrieben. Diese waren Lothar, Berinhar, Bernhard und Wilhelm, bis unter Kaiser Conrads des II. und Heinrichs des III. Zeiten.

Im IV. Buche folgen Markgraf Udo der I. und aller Nachfolger aus dem Geschlechte der Grafen von Stade; ferner die Thaten Margraf Heinrichs des langen; Udens des II.; Heinrichs, unter Markgrafs Rudolphi's Vormundschaft, und Udens des III. Sodann folget Markgraf Conrad, aus dem Hause der Grafen von Plöskau, und Domentles-

ben, nebst den nöthigen Stammtafeln, aller dieser bisherigen Häuser. Und hier endet sich die alte Geschichte von Brandenburg mit der Hälfte des XII. Jahrhunderts.

Nun folgen im V. Buche das Leben und die Thaten Markgrafen Albrechts des I. benannt des Bären, aus dem Hause Ascharien und Ballenstädt, welchem Kaiser Lothar, für viel geleistete Dienste, die alte Mark 1133 versprach, und endlich wirklich einräumte: wobey die obotritische Geschichte nebst des Frh. von Gundlings Dissert. de origine marchionatus Brandenburgensis, fide diplomatum suffulta, ausführlich eingeschaltet wird. Diese Geschichte wird in sechs Abtheilungen ziemlich weitläufig abgehandelt und geht bis aufs 1170ste Jahr, unter vier Kaisern bis unter Friedrichen den I.

Im VI. Buche findet man Leben und Thaten Margraf Ottens des I. des heil. Röm. Reichs Erzkämmerers und Churfürsten; aus ascharischem Geschlechte. Hier kommt die berühmte Begebenheit von dem Falle Herzog Heinrichs des Löwen zu Sachsen und Bayern vor. Unser Otto stund dem Kaiser stattlich bey, und trug schöne Belohnungen davon. Kurz, diese merkwürdige Geschichte geht bis ins 1189ste Jahr.

Nun folget im VII. Buch das Leben Markgraf Ottens des II. dessen Regierung nur bis ins 1206 Jahr langet; und also noch ein paar Jahr kürzer gewesen, als die vorhergehende, aber doch mit denkwürdigen Begebenheiten angefüllet ist.

Das IX. Buch handelt von Markgraf Albrechten dem II. aus eben diesem Hause, dessen Regierung nur bis 1221 reichet, und also noch kürzer ist.

Das IX. Buch endlich, entwirft das Leben Markgraf Johanns und Ottens, welche die Anwartschaft auf Sachsen und Pommern zuerst erhalten haben; ja deren letzter gar Kaiser werden sollen, ehe König Richard aus England diese Würde erhalten. Eben dieser Otto hat einen Zug nach Preußen gethan, Danzig erobert, und kurz, eine sehr rühmliche und glückliche Regierung bis gegen die Hälfte des XIII. Jahrhunderts geführt. Mitten in diesem Leben aber bricht unser Abdruck ab; und wir bedauern nochmals, daß ein so treffliches Werk nicht wenigstens bis auf die Hohenzollerischen Zeiten fortgeführt worden.

II.

Catalogus Bibliothecæ Bunavianæ

T. II. Historiam Universalem, Geographiam, Genealogiam, artem Heraldicam et Chronologiam, Historiam item antiquissimam, cum græca Romana et Byzantina, denique antiquitatum et rei numismaticæ scriptores exhibens. Cum indic. nec.

Lips. imp. Vid. B. Casp. Fritschii, Typ.

Breitk. 1753.

Das vortreffliche Bücherverzeichniß der hochgräfl. bünauischen Bibliothek schreitet hiermit, nach den III. Bänden des I. Theiles
zum

zum II. Theile fort, und machet damit den Anfang zu dem großen Vorrathe der historischen Schriftsteller. Wie dieser in dem ansehnlichen Bücherschatze seines erlauchten Besizers der vollständigste und merkwürdigste ist: also zeigt dieser beträchtliche Vortrab schon, was wir noch, von Geschichtschreibern aller Zeiten und Länder, für ein ausführliches Verzeichniß zu gewarten haben. Dieser Band nämlich liefert uns nur die allgemeinsten Werke, die gleichsam den Grund zur Geschichtskunde legen, oder als Hülfsmittel dazu anzusehen sind. Um unsre Leser etwas näher damit bekannt zu machen, wollen wir seinen Inhalt ausführlicher vorstellig machen.

Der Herr Bibliothekar, M. Frank, giebt uns in seiner Vorrede Rechenschaft davon, und diesem wollen wir Fuß vor Fuß folgen. Können wir wohl Gefahr laufen, zu irren, wenn uns ein solcher Wegweiser bey der Hand führet?

Den Anfang machen die Schriftsteller, die von der Geschichtskunde überhaupt, z. E. von ihrer Würde und Vortrefflichkeit, vom Lesen der Geschichte, vom Schreiben derselben, vom historischen Glauben, von den Tugenden und Fehlern der Geschichtsbücher, endlich auch Einleitungen in dieselbe geschrieben haben. Hierauf folgen die kosmographischen und geographischen Scribenten: als welche uns in den großen Schauplatz der Welt einleiten, und uns lehren, wo alle Geschichte und Begebenheiten sich zugetragen haben. Einige davon haben von dem Nutzen der Weltbeschreibung und der Art sie zu studieren geschrieben: und diese machen den Anfang.

Dar-

Darauf folgen die Verfasser der Geographie: dahin die biblische vornehmlich gehöret; diejenige nicht ausgenommen, die auch zur Erläuterung der Kirchenscribenten dienen.

Hierauf folgen die neuern Weltbeschreiber, die theils kurz, theils weitläufig davon handeln, theils Risse und Charten davon liefern. Doch sind hierunter noch keine solche begriffen, die nur gewisser Länder und Provinzen und Städte geographische Risse enthalten, als welche billig zur Geschichte dieser Länder versparet werden. Nun sind aber Reisebeschreibungen nichts anders, als Quellen der Geographie zu nennen: daher folgen sie hier unmittelbar. Diese hat man nun nicht nach den Jahren des Druckes derselben, sondern nach der Zeit, darinn die Reisen gethan worden, geordnet: damit man besser aus den neuern sehen könne, was sich nach und nach geändert hat.

Sehr nahe ist hiermit die Kenntniß der Geschlechter großer Herren, ihrer Abstammung, Sippschaft und Nachkommenschaft; imgleichen ihrer Wapen bekannt. Daher folgen nunmehr die genealogischen und heraldischen Schriftsteller; die nämlich überhaupt, aller hohen Häupter Stammbäume und Wapen, ohne Absicht auf gewisse Länder geschrieben haben. Und da niemand in der Historie ein rechtes Licht finden kann, ohne einen guten Begriff von der Zeitrechnung aller Völker zu haben: so ist die Chronologie, als das linke Auge aller Geschichtskundigen, billig hier angebracht, und eingeschaltet worden.

Nunmehr folgen die Verfasser der Universalhistorie; und zwar in dieser Ordnung, daß 1) die kurzen Begriffe, oder Auszüge derselben stehen nach den Sprachen, darinn sie geschrieben worden; sodann nach eben der Art, die größern Werke und Zeitbücher, (Chroniken) so, daß diejenigen voranstehen, die von Anbeginn der Welt anheben. Die Geschichtschreiber von den Zügen der Völker, gehen auch bis in die ältesten Zeiten zurück: daher sind sie billig hieher gesetzt worden. Alsdann folgen die Universalhistorien gewisser Zeiten, nach Ordnung derer Sprachen, darinn sie geschrieben worden; doch auch der Zeiten, daraus sie herkommen: woraus man den Vortheil hat, daß man sieht, in welcher Ordnung man sie lesen soll. Die Zahl derselben hätte sehr vergrößert werden können, wenn man alles, was in den fränkischen, deutschen und andern Sammlungen von Geschichtschreibern vorkommt, hätte beysügen wollen. Allein da dieselben insgemein nur auf gewisse Landschaften, Städte und Klöster gehen: so sind sie billig bis zu den besondern Geschichten derselben ausgesetzt worden.

Hier findet man also nur diejenigen, die einen Zusammenhang aller Weltgeschichte in sich halten. Man hat sich aber nicht an die Ueberschriften, die oft nur gewisser Derter Geschichte versprechen, sondern an den wahren Inhalt solcher Werke gehalten. Z. E. die alte kölnische Chronik, und Lehmanns spenerische, sind unter die allgemeinen Zeitbücher gesetzt worden: ob sie gleich der Aufschrift nach zu einzelnen Städten gehören. Eben so sind die historischen

rischen Tagebücher die an vielen Orten und zu verschiedenen Zeiten, in allerley Sprachen ans Licht getreten, zu den Schriftstellern gewisser Zeiten zu rechnen, wie denn auch hier geschehen ist. Dazu sind endlich auch die historischen und politischen Beschreibungen aller europäischen Länder zu zählen; weil man ihnen nicht leicht einen bequemern Platz anweisen kann.

Hierauf zeigen sich die Geschichte von Bündnissen und Verträgen, welche allemal mehr als ein Volk betreffen, und die Gestalt ganzer Staaten mehrmals ändern. Die Friedensschlüsse selbst aber, und die Ausleger derselben, gehören zu den Schriftstellern des Staatsrechtes, und werden zu ihrer Zeit nachfolgen. Zu der obigen Art gehören aber noch die Urheber der sogenannten Staatsinteressen, oder Vortheile besondrer Staaten; der Ansprüche und Forderungen aller Fürsten überhaupt; imgleichen des europäischen Gleichgewichtes, und der Universalmonarchie. Endlich gehöret hieher auch die Kenntniß der Würden, Ehrentitel, Gepränge und Hofordnungen, die an Fürstenhöfen beobachtet werden, nebst der Geschichte des Kriegs- und Seewesens, der Handlung und Kaufmannschaft überhaupt.

Den Schluß des I. Bandes machen die Leben und Bildnisse erlauchter Manns und Weibsbilder, imgleichen die Auszüge, Werke und vermischte Sammlungen von Historien, die mit einander ans Licht getreten; endlich auch noch die politischen Weißagungen und Verkündigungen. Niemand denke, als ob man dadurch diesen Grillen einigen Werth einräumen

oder ein Gewicht beylegen wollen: allein die Verfasser derselben haben doch die Begebenheiten künftiger Zeiten schreiben wollen, indem sie geweißaget haben. Da sie nun vermittlest des Druckes, eine Art von Dauerhaftigkeit erhalten haben, die denen, welche eine Bibliothek anordnen sollen, zur Qual gereicht: so müssen sie doch irgend wohin gebracht werden; zumal da einige darunter auch aus alten Zeiten, oder von Verfassern herrühren, die sonst ansehnlich oder berühmt sind.

Wer sich nun von der allgemeinen Historie und denen damit verbundenen Disciplinen eine Kenntniß erworben hat: der muß auch die Schicksale der ältesten Reiche und Völker kennen, daraus allmählich die neuern entstanden sind. Daher werden nun in der II. Abtheilung dieses Bandes diejenigen Schriftsteller gesetzt, die sich mit dieser Art der Geschichte beschäftigt haben. Der Anfang wird mit den morgenländischen Reichen und Ländern gemacht: als welche eher bewohnet gewesen, als die abendländischen; und deren Geschichte also höher hinauf gehen. Man denke nicht, als ob die Geschichtschreiber der Hebräer, als eines der ältesten Völker, hier vergessen worden. Sie sind mit Bedacht zur Kirchengeschichte aufbehalten, deren ersten Theil vom A. T. sie ausmachen. Die Scribenten der übrigen orientalischen Völker, der Aegyptier, Assyrier, Meder, Perser, u. s. w. sind in verschiedene Classen abgetheilet worden, wenn sie in großer Anzahl vorhanden waren.

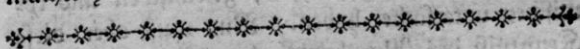
Nun folgen die Geschichte der alten Griechen, Römer

mer und Byzantiner; deren völlige Abtheilung und Einrichtung in dem ausführlichen Entwurfe des Werkes zu ersehen ist. Die griechischen Republiken und sämmtlichen Staaten sind erst überhaupt, sodann einzeln, in alphabetischer Ordnung durchgegangen u. s. w. Will man nun diese Geschichtschreiber verstehen, so muß man auch die geistlichen und weltlichen Gebräuche und Ceremonien dieser alten Völker kennen lernen.

Daher giebt die III. und letzte Abtheilung dieses Bandes die Schriftsteller der Alterthümer, und zwar anfänglich die, so überhaupt von allen oder vielen gehandelt; so dann aber die, so insonderheit die hebräischen, ägyptischen, griechischen und römischen untersucht haben. Nun muß aber diese Kenntniß des Alterthums, hauptsächlich aus den Ueberbleibseln und Denkmälern voriger Zeiten, als Bildsäulen, Edelsteinen, Gemälden, Aufschriften, Münzen, u. d. m. geschöpft werden. Diejenigen Schriftsteller machen also den Schluß dieses dritten Theiles, die von dergleichen Dingen gehandelt haben. Und man muß gestehen, daß die Ordnung, nach welcher sie abgetheilet worden, vollkommen deutlich, und zum Gebrauche der Leser bequem ist.

Ueberhaupt kann man versichern, daß noch in keinem einzigen bekannten Bücherverzeichnisse eine so große Anzahl von Schriftstellern aller bisher erzählten Arten, beisammen gefunden worden. Sonderlich ist das antiquarische Fach so reichlich versehen, daß sich auch Kenner über die Menge und Trefflichkeit derselben verwundern werden. Wie sehr müssen nun die Liebhaber nicht mit uns wünschen,

auch die übrigen Theile dieses erstaunlichen Vorrathes bald im Drucke zu sehen! Wie groß aber muß nicht überhaupt die Verehrung gegen den erlauchten Besizer dieser prächtigen Bibliothek bey allen denen werden, die da wissen: daß der Besiz solcher gelehrten Schätze gewiß sein kleinstes Verdienst ist? Man wird davon völlig überzeuget, wenn man entweder die eigenen Schriften des Herrn Reichsgrafen liest; oder auch in den Eisenachischen Landen die unvergleichlichen Anstalten sieht, und näher kennen lernet, die selbiger, als Statthalter derselben, seit etlichen Jahren, zur gewissen Ausnahme dieses Fürstenthumes, auf eine so rühmliche als merckliche Art gemacht hat.



III.

Melanges de Litterature, d'Histoire & de Philosophie. 1753. à Berlin.

D. i.

Bermischte Sammlungen, die Lit- teratur, Geschichte, und Weltweisheit betreffend.

Dieses sind zwey Bändchen in Duodez, und der berühmte Herr Dalember ist Verfasser davon. Ungeachtet aber Berlin auf dem Titel steht, so werden doch wohl die mehresten Leser mit uns glauben, daß Paris der wahre Geburtsort dieser gedruckten Bogen sey, wo sie auch bey den meisten Buchhändlern zu haben sind. Eine nähere Kenntniß des Werkes selbst, wird unsere Muthmaßung bestätigen. Den

Den Anfang dieses Werckens machet die Einleitung zur Encyclopädie, an welcher bekanntermaßen Herr Dalember ein starker Mitarbeiter ist. Das darauf folgende Leben des Herrn Joh. Bernoulli ist voller tiefsinnigen Untersuchungen, und zeigt von einer gesunden Philosophie. Das Leben des Abtes Terrasson ist flüchtiger, und mit mehrerer Lebhaftigkeit und Anmuth geschrieben. Die Anekdoten von der Königin Christina, sind wegen derer Betrachtungen schätzbar, wozu sie Gelegenheit gegeben haben, und davon wir einige anführen wollen.

„Die Weisen allein sollten das Recht haben, die Menschen sowohl zu schildern, als zu beherrschen. Hiedurch würden die Geschichte und die Menschen viel besser werden, als sie sind.

„Ich kenne fast niemanden, als den Czaar Peter, dessen Eroberungen seinen Unterthanen vortheilhaft gewesen wären. Und dennoch wäre es eine moralische Frage: ob ein Regent die Glückseligkeit seiner Unterthanen zu vermehren, seine Nachbarn unglücklich machen solle?

„Diejenigen Könige, die nur allein mächtig, oder auch tapfer sind, die sind zwar in den Augen ihrer Hofleute allemal die größten; aber in den Augen der Weisen, die kleinsten Könige.

„Man muß es den Fürsten verdanken, daß sie gerecht sind; und sogar die berühmten Leute ihrer Staaten kennen, die oftmals der ganzen Welt bekannt sind, nur ihnen nicht. Wenn die Königin Christine dem Grotius auch nur aus Ei-

„telkeit ihre Achtung bewiesen hatte, so mußte man
 „ihr auch diese Eitelkeit für etwas anrechnen. Ist
 „dieselbe gleich bey den Königen eben sowohl eine
 „Schwachheit, als bey allen andern Menschen: so
 „ist sie doch eine Schwachheit, die sie zu großen Din-
 „gen führen kann.

„Der Weise scheuet die Fürsten; zuweilen schä-
 „het er sie hoch: aber er flieht sie allezeit.

„Der sicherste Weg, die Menschen die Gerechtig-
 „keit zu lehren, ist, daß man in Ansehung ihrer,
 „selbst gerecht sey.

„Die Bescheidenheit und das Großthun in Auf-
 „schriften, sind beydes ein Werk der Eitelkeit. Die
 „Bescheidenheit schicket sich besser für diejenige Ei-
 „telkeit, die was großes gethan hat; die Pralerey
 „aber für diejenige, die sich nur in Streitigkeiten ge-
 „wiesen,.

Nun wollen wir auch etliche Stellen aus dem
 Versuche über den Umgang der Gelehrten
 mit den Großen, über den Ruhm, die Mä-
 ccenaten, und die Belohnungen der Gelehr-
 ten anführen.

„Heinrich der IV. hat, wie man sagt, die Ge-
 „lehrten ziemlich gut aufgenommen; allein er ma-
 „chete es fast mit allen seinen Unterthanen so: weil
 „er, nachdem er sein Königreich erobert hatte, sich
 „die Herzen seines Volkes gewinnen mußte; und
 „die gar zu vorzüglichen Begegnungen gegen einige
 „wenige, dem großen Haufen anstößig gewesen
 „seyn würden.

„Jemehr Verstand man besitzt, desto weniger ist
 „man mit dem zufrieden, den man besitzt. Ich be-
 „rufe mich auf alle klugen Leute, aller Zeiten und
 „Völker. Es ist wahr, daß das Verhör, so sie mit
 „sich selbst halten, sehr geheim geschieht; es ist ein
 „Proceß, der so zu reden bey verschlossenen Thüren
 „geführt und abgethan wird: und es würde einen
 „sehr verdrießen, wenn das strenge Endurtheil so
 „ihn entscheidet, von der Menge unterschrieben wür-
 „de. Die Hochachtung anderer Leute, ist vielmehr
 „ein Ersatz der nachtheiligen Meynung, die wir von
 „uns selbst haben; sie ist ein Schilfrohr, womit die
 „Eigenliebe sich zu unterstützen suchet. Es kann
 „nur zweyerley Arten von Leuten geben, die mit sich
 „selbst zufrieden sind, wenn sie über sich Gericht-
 „halten: der allergrößte Geist, dergleichen es gar
 „nicht giebt; und die äußerste Narrheit, die man
 „nur gar zu häufig findet. Das Unvermögen der
 „Leutern, einzusehen was ihr noch fehlt, ersetzt
 „das, was ihr wirklich abgeht. Hieraus erhellet,
 „daß bey Austheilung der Zufriedenheit, die Nar-
 „ren eben nicht das schlechteste Loos erhalten haben.

„Der Reichthum, dieses Unterpfand der Unab-
 „hänglichkeit und des Ansehens, stellet sich gern
 „eigenmächtig neben die hohe Geburt: und ich weis
 „eben nicht, ob man Unrecht hat, solches zu dulden.
 „Es scheint sogar, daß die niedern Stände, denen
 „beide Vortheile fehlen, sie in eine Classe zu stellen
 „suchen; vermuthlich, um die Zahl solcher Leute zu
 „mindern, die über sie weg sind, und gewisserma-
 „ßen die verschiedenen Stände auf jene natürliche

„Gleichheit zu bringen, dahin man sich auch ohne
„daran zu denken, beständig neiget.

„Es geht mit dem Wiße und Geschmacke, wie
„mit der Philosophie. Nichts ist seltener, als sie zu
„besitzen: nichts unmöglicher, als sie zu erlangen,
„und nichts gemeiner, als sich viel davon zuzutrauen.

„Der Ruhm ist eine Art von Spiel, wo der
„blinde Zufall zwar allerdings manchen glücklich ma-
„chet, wo aber die Talente viel sicherere Gewinste
„ziehen, wenn man nur, indem man sich eben der
„Ränke bedienet, als die Betrüger, sich nicht in
„Gefahr setzt, auch so ertappet zu werden, wie sie.
„Allein man gewöhnet sich ein wenig gar zu sehr an,
„ihn als eine bloße Lotterie zu betrachten, darinnen
„es mehrere Nieten, als Gewinnste giebt; und wo
„man sein Glück zu machen denkt, wenn man fal-
„sche Zettel unterschleibt.

„Wenn ich das gelehrte Reich ein wenig auf-
„merksam betrachte, so kommt es mir vor, wie ein
„öffentlicher Markt, allwo eine Menge von Quack-
„salbern auf Gerüsten steht, die Vorübergehenden
„anruffet, und das arme Volk hintergeht, welches
„anfangs lachet, und zuletzt betrogen wird. Bey
„diesem Handwerke erwerben so viele Schriftsteller
„sich einen Namen. Willst du für einen großen
„Kopf gehalten werden? schrey kecklich in die
„Welt hinein, daß du es bist! Gleich anfangs,
„wirfst du den mehresten lächerlich vorkommen;
„gleichwohl wirst du einige Einfältige blenden, die
„sich gleich auf deine Seite stellen werden. Nach und
„nach wird der Schwarm um dich herum zunehmen,
„und

„und selbst diejenigen, die dir kein Gehör geben, wer-
 „den zuletzt entweder der Meinung des großen Hau-
 „sens seyn; oder sich genöthiget sehen, zu schweigen.

„Die Engländer haben uns nach und nach, in
 „den Werken ihrer Landsleute, diejenige vortreffli-
 „che Freyheit zu denken mitgetheilet, wovon die
 „Bemunft Vorthail zieht, die einige wißige Köpfe
 „misbrauchen, und worüber die Thoren murren.

„Da die Menschen nicht alle gleich seyn können,
 „so ist es nöthig, damit der Unterschied unter ihnen
 „gewiß und ruhig sey; daß sich derselbe auf solche
 „Vorthteile gründe, die man einander weder streitig
 „machen, noch läugnen kann: dieses nun trifft sich
 „bey der hohen Geburt und den Glücksumständen.
 „Um beyde nach Würden zu schätzen, darf man nur
 „Titel und Verschreibungen zu zählen wissen: und
 „dieß ist viel leichter geschehen, als den Gemüths-
 „gaben ihren wahren Werth zu bestimmen. Denn
 „die Ungleichheit unter denselben wird niemals, in-
 „sonderheit von den theilhabenden Personen, ein-
 „hällig zugestanden. Man ist also eins geworden,
 „daß die Geburt und die Glücksumstände das deut-
 „lichste Merkmaal der Ungleichheit unter den Men-
 „schen seyn sollte; und dieß aus eben dem Grunde,
 „aus welchem in Gesellschaften alles nach den meh-
 „resten Stimmen geht: ungeachtet oftmals die Mey-
 „nung des großen Hausens, nicht die beste ist.

„Ein Edelmann, der keine andern Verdienste hat,
 „als seine Ahnen, der ist in den Augen der Ber-
 „nünftigen, höchstens einem in die Kindheit gera-
 „thenen Greise gleich, der ehemals große Thaten

„verübet hat. Oder es ist vielmehr ein Mensch,
 „mit welchem andere Menschen unter einander eins
 „geworden sind, eine gewisse Sprache zu reden:
 „weil eine andere Person, gleiches Namens, einige
 „Jahre zuvor, entweder Verstand, oder Macht,
 „oder Reichthum, oder einen großen Ruff, oder auch
 „nur Glück und Geschicklichkeit besessen hat.

„Ein Weiser vergißt niemals, daß, wenn es eine
 „äußerliche Ehrerbiethung giebt, die die Geschick-
 „lichkeit hohen Titeln schuldig ist, es auch eine
 „viel gegründetere Ehrerbiethung gebe, die der hohe
 „Stand der Geschicklichkeit leisten muß, und dar-
 „innen man sich nicht irret, wenn man sie verdie-
 „net. Allein wie viel Gelehrte giebt es nicht, für
 „welche der Umgang mit den Großen eine Klippe
 „ist? Erstreckt sich derselbe nicht bis zur Ver-
 „traulichkeit, und zu der vollkommenen Gleichheit;
 „so wird aller Umgang, sonder Anmuth und un-
 „beseelet seyn: denn die Entfernung demüthiget,
 „weil man häufige Gelegenheiten hat, sie zu empfin-
 „den. Kommt aber die Vertraulichkeit hinzu, so ist
 „es noch ärger: so wird die Fabel vom Löwen dar-
 „aus, mit dem es gefährlich ist, zu spielen. Ein
 „Gelehrter, der durch seine Umstände gezwungen
 „war, sein Leben bey einem Staatsmanne zuzubrin-
 „gen, sagete von demselben mit vieler Wahrheit
 „und Klugheit: Er will sich mit mir gemein
 „machen; aber ich halte ihn mit meiner
 „Ehrerbiethung zurück.

„Die Art, wie man in der Welt den Gelehrten
 „begegnet, ist fast von eben der Gattung, wie man
 „es

„es mit gewissen anmuthigen Handthierungen ma-
 „chet, die allerdings Geschicklichkeit ersodern; die
 „wir aber, indem wir ihnen nachgehen, zu ernie-
 „drigen suchen: so wie wir andere Stände ehren,
 „ohne zu wissen, warum? Die lange Weile will
 „gern von der Geschicklichkeit ihren Nutzen ziehen,
 „und der Hochmuth findet ein Mittel, sie von seiner
 „Person abzusondern. Daher kommt es, daß die
 „Rolle eines Gelehrten, nach der Rolle der Geist-
 „lichen, die schwerste ist, in der Welt zu spielen.
 „Der eine von diesen zween Ständen schwebet im-
 „merdar zwischen der Häuchelen und dem Aerger-
 „nisse; der andere zwischen dem Hochmuth und der
 „Niederträchtigkeit.

„Wenn man sich rechtschaffene Leute ver-
 „bindlich machet: so muß man in ihnen die
 „Dankbarkeit reden lassen, die sich schon selber
 „die schärfsten Geseze vorzuschreiben weis. Al-
 „lein die Menschen sind so geffissen, alles zu er-
 „greifen, was sie über ihres gleichen erhebt: daß eine
 „erzeigte Wohlthat gemeiniglich als ein Anspruch,
 „als ein Eigenthumsrecht auf denjenigen angesehen
 „wird, der sie genossen hat; damit man einen Un-
 „glücklichen in seinen Gehorsam ziehe. Man hat
 „viel und mit gutem Grunde, wider die Undankba-
 „ren geschrieben; allein die Wohlthäter hat man zu-
 „frieden gelassen: und eben dieß ist ein Capitel wel-
 „ches an der Geschichte der Tyrannen noch felet.

„Die Römer sageten: Brod und Schauspie-
 „le! O! wenn doch alle Gelehrten das Herz hätten
 „zu sagen: Brod, und Freyheit! Ich rede nicht
 „nur

„nur von der Freyheit ihrer Personen; sondern auch
 „ihrer Schriften. Dennoch vermenge ich diese
 „Freyheit mit derjenigen strafbaren Frechheit nicht,
 „die dasjenige antastet, was sie verehren sollte. Der
 „wahre Muth ist der, welcher die Laster und das
 „Lächerliche bestreitet, der Menschen schonet, und
 „den Gesetzen gehorchet: Freyheit, Wahrheit,
 „und Armuth (den wer die letzte scheuet, der ist
 „von den zwei ersten weit entfernt) das sind drey
 „Worte, die die Gelehrten beständig sollten vor Au-
 „gen haben: so wie die Regenten das Wort Nach-
 „kommenschaft.

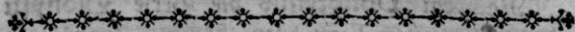
„Zuweilen machet man sich selbst zum Fremdling-
 „ge in seinem Vaterlande: man setzet drey hundert
 „Meilen zwischen sich und den Meid, nachdem man
 „vergeblich wider denselben gerungen. Allein man
 „bedenket nicht, daß diese Entfernung, die zwar die
 „Pfeile der Satire schwächet, die Freundschaft noch
 „vielmehr erkälte, als den Haß; und daß hergegen
 „die Verbindungen, die man in der Ferne getrof-
 „fen, nur gar zu oft durch die Gegenwart aufgelö-
 „set werden. Man schwächet also durch dieses Mit-
 „tel nur den Eifer derer Anhänger, die man daheim
 „hatte, und in dem Lande dahin man sich wendet,
 „suchet man sich neue Feinde auf. Man schmäu-
 „chele sich wie man wolle, daß die Auswärtigen,
 „eine Art einer lebenden Nachkommenschaft sind;
 „deren unparteyischer Beyfall, den blinden oder
 „boshafte Landsleuten, ein Stillschweigen aufer-
 „legen wird. Man bedenkt nicht, daß, jemehr
 „man sich den Auswärtigen nähert, jemehr sie die-
 „sen

„sen Character der Nachkommenschaft verlieren, zu
 „welchem, in Ermangelung der fernern Zeit, wenig-
 „stens die Entfernung der Dörter nöthig ist. Wenn
 „sie gewissermaßen Landsleute geworden sind, so
 „nehmen sie auch deren Leidenschaften an, weil sie
 „deren Eigennuß besitzen. Ein außerordentlicher
 „Vorzug, kann die Stimme des Neides nicht gänz-
 „lich unterdrücken; und man muß erst den Tod er-
 „warten, um den Lohn von derjenigen Nachkom-
 „menschaft zu erlangen, vor welcher der Neid ver-
 „schwindet, und alle kleine Gegenstände zu nichts
 „werden.

„Nachdem Philoxenus die Verse Dionysii
 „des Tyrannen hatte lesen hören, sprach er:
 „Führet mich nur wieder in die Steinbrüche!
 „Wie viel Gelehrte, die aus ihrer Dunkelheit ge-
 „rissen, und plötzlich unter einen Schwarm von Hof-
 „leuten versetzt worden, sollten fast im Eintritte,
 „sagen: führet mich wieder in meine Einsam-
 „keit. Ich habe niemals begreifen können, warum
 „man die Antwort des Aristippus bewundert, die
 „er dem Diogenes gegeben: Wenn du mit den
 „Menschen zu leben wüßtest, so würdestu
 „nicht von Zugemüsen leben. Diogenes warf
 „es ihm ja nicht vor, daß er mit den Menschen le-
 „bete, sondern daß er einem Tyrannen schmäu-
 „schelte. Dieser Diogenes, der bey seinem Man-
 „gel dem Eroberer von Asien troßete, und dem
 „nur der Wohlstand fehlte, um ein Muster der
 „Weisen zu seyn, ist unter allen Weltweisen des Al-
 „terthumes am meisten verschrieen: weil seine uner-
 „schro-

„schrockene Wahrhaftigkeit ihn zur Geißel der Philosophen selbst machte. In der That ist er einer von denen gewesen, die die meiste Kenntniß des Menschen, und des wahren Werthes der Dinge gezeigt haben. Ein jedes Jahrhundert, und insbesondere das unsrige, hätte einen Diogenes nöthig; allein die Schwierigkeit ist, Leute zu finden, die das Herz haben, es zu sehn, und Leute, die das Herz haben, es zu ertragen.“

So viel mag zur Probe genug seyn. Das Werk endiget sich, mit der Uebersetzung einiger aus-erlesener Stellen aus dem Tacitus.



IV.

Io. Iacobi Mascovii Commentarii
de rebus Imperii Romano Germanici sub
Lothario II. & Conrado III. ab A. 1125. ad A. 1152.

Lips. apud Bern. Chr. Breitkopf.

1753.

Die beyden Bände deutscher Geschichte, welche unser berühmter Herr Hofrath Mascov in lateinischer Sprache geschrieben und ans Licht gestellet hat, haben so viele Liebhaber gefunden, daß der Herr Hofrath aufgemuntert worden, ferner mit dieser Arbeit fortzufahren. Es handelt also dieser Band die Geschichte des deutschen Reiches in einem großen Theile des XII. Jahrhunderts ab; unter zweenen Kaisern, die zwei große Staatsveränderungen belebet haben.

Nach Heinrichs des Vten Tode konnten es die schwäbischen Fürsten nicht mit Gelassenheit ansehen, daß die höchste Würde des Reiches auf ein andres deutsches Haus übergehen sollte. Lothar aber behauptete sie mit großer Tapferkeit. Das war die erste Veränderung. Nach seinem Tode ward selbige dem schwäbischen Conrad aufgetragen; und da entstanden von neuem bürgerliche Unruhen.

Eben so wichtig waren in damaligen Zeiten die entstehenden Kreuzzüge, darinn der ganze Occident wieder die Saracenen und andre heydnische Völker aufbrach; obgleich der Erfolg sehr ungleich war.

Sollte jemanden der Titel dieses Werkes anstößig dünken; weil Lothar der zweyte genennet wird, da er doch öfters der Dritte heißt; und weil Conrad, der oft auch in seinen eigenen Urkunden der zweyte heißt, hier der dritte genennet wird: so muß man bedenken, daß der Herr Verfasser mitten in Deutschland billig die Sitte der deutschen Geschichtschreiber beybehalten müssen. Nun nennet man aber den sächsischen Kaiser Lothar, weil er unter den Kaisern der II. ist, auch unter den Königen also. Ganz anders ist es im italienischen Reiche; wo nicht nur Kaiser Lothar der I. sondern auch ein andrer Lothar, ein Sohn König Hugons regieret hat.

Eben so finden die deutschen Geschichtschreiber nach Conrads des I. Zeiten, unter den Königen von Deutschland den schwäbischen Conrad, als den III. dieses Namens. Die Wälschen hergegen, nennen ihn nach dem Salischen Conrad, als dem ersten Kaiser, nur den zweyten. Nun geben zwar auch mit-

ten

ten in Deutschland geschriebene Urkunden, diesem Conrad den Namen des II römischen Königes: aber das geschieht deswegen: weil der I. Conrad unter den römischen Königen nicht gezählet wird. Dieß ist ein Auszug der Vorerinnerungen des Herrn Hofraths in seiner Vorrede.

Die salischen Kaiser hatten eben hundert Jahre regieret, als dieß Zwischenreich einfiel. Herzog Friedrich aus Schwaben hoffte gleichsam durchs Erbrecht, als Heinrichs des V. Schwestersohn, ihm nachzufolgen. Allein der Neid andrer Häuser, und die Begierde nach Neuerungen stunden ihm im Wege. Sonderlich strebten die Bischöfe nach mehrerem Ansehen und Freyheiten. Adalbert, Erzb. zu Maynz, berief den Reichstag, auf Bartholomäi nach Maynz; beredete auch die Königin Mathildis, ihm indessen die Reichskleinodien zur Verwahrung zu geben.

Als sich die Fürsten versammelt hatten, erwählten sie zehn fränkische, bayerische und sächsische Fürsten, denen sie Vollmacht gaben, einen Kaiser zu wählen. Diese bestimmten anfänglich drey Candidaten, Friedrichen von Hohenstaufen, Herzogen von Schwaben; Leopolden, Markgrafen von Oestreich, und Lotharen, Herzogen von Sachsen. Die beyden letzten schienen sich aber, aus Bescheidenheit, zu solcher Würde unvermögend zu achten: daher dachte der erste schon über alle Schwierigkeiten weg zu seyn.

Allein der Erzbisch. zu Maynz war ihm zuwider, und dachte das Reich dem sächsischen Candidaten zuzuwenden. Als derowegen Friedrich aus Schwaben

ben, und Heinrich aus Bayern einmal nach ihren Lägern gegangen waren; brachte er es dahin, daß Lothar zum Kaiser ausgerufen wurde. Die andern beyden wurden hernach besänftiget, und die Huldigung geschah wirklich: die Krönung aber erfolgte im September zu Aachen, vom Cölnischen Erzbischofe; seiner Gemahlinn Richenza ihre aber zu Cöln. Zween Bischöfe, Burchard von Cammerich, und Henrich von Verdün, wurden nach Rom geschicket, dem Pabste den Erfolg der Wahl zu melden.

Seinen ersten Hof hielt der König zu Regensburg: und da beschloß man, daß die erledigten Reichslehne nicht dem Könige zufallen, sondern dem Reiche gehören sollten. Die Weihnachten brachte der Kaiser zu Straßburg zu, wo man es inne ward, daß Herzog Friedrich zu Schwaben sich feindselig bezeugte: weil man verschiedene Landschaften, die sich die schwäbischen Herren zugeeignet hatten, dem Reiche zuschlagen wollte. Hier beschloß der König mit den anwesenden Fürsten einen Krieg wider Böhmen, hernach aber wider Herzog Friedrichen. Im Februar zog er schon mit 3000 Mann nach Böhmen, und zwang mit einer so kleinen Macht, den Herzog Sobieslav, dem Könige zu huldigen, und sein Land von ihm zu lehne zu nehmen.

Die Ostern ferrete Lothar zu Magdeburg: wo man mit der Wahl des Erzbischofes nicht eins werden konnte. Der König fodert die vornehmsten Geistlichen nach Speyer an seinen Hof, und zieht wider Friedrichen in Schwaben zu Felde. Dieser wollte lieber in seinen Schlössern lauren, als eine

Winterm. 1754.

E

Schlacht

Schlacht wagen. u. s. w. Wir können nämlich nicht alle Begebenheiten so ausführlich verfolgen; und melden nur, daß der Heil. Norbert, der Stifter des Prämonstratenserordens, als ein schon damals sehr heiliger apostolischer Mann, von ungefähr nach Speyer kam, und sogleich einhällig zum Erzbischofe zu Magdeburg erwählet ward.

Im 1127sten Jahre hielt Lothar seinen Hof zu Merseburg, und stattete seine einzige Princessinn Gertrud dem Herzoge Heinrich von Bayern aus. Allein Friedrich und Conrad empörten sich im Reiche, und hatten Nürnberg stark besetzt, u. Speyer eingenommen: Conrad aber nahm den Königstitel an, und eilte über die Alpen, um in Italien dem Lothar zuvor zu kommen. Dieser hielt zu Würzburg seinen Hof, und die anwesenden männzischen, magdeb. und salzb. Erzbischöfe u. a. m. thaten Conraden in den Bann: dagegen ihn die Mäyländer willig aufnahmen, und ihn durch Anselmen, ihren Erzbischof, zum Könige der Longobarden kröneten.

Viel andre wälsche Städte indessen hielten mit Lotharen, und selbst der Pabst vernichtete die mähländische Krönung. Lothar bereitete sich zu Würzburg zur wälschen Reise, und gieng wirklich über die tridentinischen Alpen: Conrad aber wich zurück nach Deutschland. Lothar machte sich daselbst allerley Freunde und unterredete sich mit dem Pabste unterwegs, kam auch mit einer geringen Macht nach Rom, worinn gleichwohl eine widrige Partey das Schloß St. Angelo und das Vatican inne hatte. Da ein Gegenpabst vorhanden war, den
der

der Normannische König in Sicilien beschützte: so hielt der Pabst einen Hof, dazu er denselben mit seinen Anhängern berief. Allein sie blieben aus: und also verdamnte Lothar, mit Beystimmung des Erzbischofs Norberts von Magdeburg, der des Reichskanzlers von Italien Stelle vertrat, und des Erzb. von Bremen, insgl. der Bischöfe von Danabrück, Paderborn, Havelberg, und etlicher wälschen, den Gegenpabst: ward auch darauf den 4 Jun. den III. Sonntag nach Pfingsten, mit seiner Gemahlinn zum Kaiser gekrönet.

Wir müssen abbrechen, und unsre Leser zu dem Werke selbst verweisen; wo er soviel Ordnung und Gründlichkeit in den Beweisen finden wird, als er immermehr von diesen alten Zeiten fordern kann. Außer dem hat die Schreibart des Herrn Hofraths ihre Deutlichkeit und Anmuth; so daß man sie nicht anders, als mit Vergnügen lesen kann.

Indessen ist Kaiser Lothars Regierung nicht langwierig gewesen. Auf seiner Rückreise aus Wälschland im 37sten Jahre ward er zu Trident krank; wollte aber doch aus Liebe zum Vaterlande nicht daselbst verziehen; sondern reisete fort, und starb unterwegs in einer elenden Bauerhütte, zwischen dem Inn und Isch. Sein Leichnam aber ward durch Augspurg und Franken nach Sachsen geführt, und in Königs-luther begraben. Als man 1718 sein Grab eröffnete, hat man folgende Grab-schrift gefunden:

LOTHARIUS DI GRA ROMANORVM
 IMPERATOR AVGVSTVS REGNAVIT
 ANNOS XII MENSES III DIES XII
 OBIIT AVTEM III NONAS DECEMBRIS
 VIR IN XTO FIDELISSIMVS VERAX
 CONSTANS PACIFICVS MILES
 IMPERTERRITVS
 REDIENS EX APVLIA SARACENIS
 EXCISIS ET EIECTIS.

Dieser Herr ist auch ein Beförderer der Wissen-
 schaften gewesen: In Italien fieng die Rechtsge-
 lehrsamkeit an zu blühen, und er gab der bononi-
 schen Schule schöne Freyheiten. Petrus, der casti-
 nische Mönch, hatte dem Kaiser bey nahe einen Ge-
 schmack an den gelehrten Alterthümern beygebracht,
 als er eine Zeitlang bey Hofe lebte. In Deutsch-
 land waren Conrad, Bischof zu Regensb. Anselm,
 Bisch. zu Havelberg, und Guibald, ein Abt, sehr
 gelehrt. Dieser suchte Ciceros Schriften so eifrig
 zusammen, daß ihm auch ein Freund zurief: me-
 mento, te esse Christianum, non Ciceronianum!
 Bedenke, daß du ein Christ, und kein Ciceroner
 bist. Es gab auch Schriftsteller; Rupert, ein Abt
 bey Coln, Gero, ein Domherr in Böhern u. a. m.

Uebrigens war es noch nicht Sitte, sich allerley
 Bedürfnisse auszusinnen. Die mit wenigem zu-
 friedene Natur brauchte noch keinen Seehandel.
 Solche Dinge nicht bedürfen, war ein großer Reich-
 thum. Doch sorgte Lothar für den Tuch- und
 Leinen-

Leinenhandel; der so alt, als unentbehrlich ist. Auf der Ostsee gieng gleichwohl damals ein neuer Handel an. Wyszby, ein Hafen der Insel Gothland, ward berühmt dadurch. Die Einwohner desselben handelten durch Sachsen und Wendenland, mit kaiserl. Freyheiten.

Zu seiner Zeit lebte Markgraf Leopold von Oesterreich, der mit ihm ein Candidat der Kaiserkrone gewesen war, aber 1136 starb; und zu Kloster Neuburg an der Donau begraben liegt, welches er gestiftet hatte *. Pabst Innocenz der VIII hat ihn 1484 zum Heiligen erklärt. Seine Söhne Leopold und Heinrich, sind unter Conrad dem IIten sehr berühmt geworden. Otto studirte zu Paris, und ward Bischof zu Freisingen; Conrad aber Erzbischof zu Salzburg. Seine Prinzessin Agnes bekam Wladislaw, Herzog von Pohlen und Schlesien; Gertrud, den König von Böhmen; und Itha, den Markgraf Wilhelm von Montferat.

Wir wünschen nichts mehr, als daß der Herr Hofrath Mascov uns ehestens auch dasjenige Stück der Reichshistorie liefern möge, welches zwischen dem zweenen deutschen Theile und dem ersten lateinischen Bande seiner Geschichte, als eine beträchtliche Lücke, noch übrig geblieben ist.

C 3

V. Let-

* Seiner Gemahlinn Agnes Schleyer zeigt man noch allda (si credere fas est), und die Nachkömmlinge der Hunde, die selbiges entdeckt, werden mit großer Andacht gefuttern, und fortgepflanzt.

V.

Lettres d'Osman. à Constantinople. 1753.

D. i.

Osman's Briefe. Gedruckt in Constantinopel.

Dieses Werkchen enthält drey Theile in Duodez, und besteht aus Briefen eines reisenden Philosophen, der seinem Freunde, seine verschiedenen Beobachtungen mittheilet. Ungeachtet er nun die Sitten der Herren Franzosen, seinen hauptsächlichsten Gegenstand seyn läßt: so redet er doch zuweilen auch von gelehrten Sachen, vom Kriege, von der Staatskunde, und thut solches auf eine ziemlich ungezwungene, angenehme und scharfsinnige Art. Einige kleine Proben werden hinlänglich seyn, unsern Lesern einen Begriff von dem Werke selbst zu machen.

Ein Geck, (un Sot) wenn er nur reich ist, scheint in Frankreich dasjenige nicht zu seyn, wofür man ihn sonst aller Orten hält, nämlich ein unerträgliches Thier.

Ein Hofmann (un Courtisan) ist ein Mensch, der alle Menschen herzlich liebet, und der keinem Menschen gut ist; der nichts überhaupt tabelt, und dem nichts insbesondere gefällt; der niemals alles sagt, was er denkt, und selten dasjenige denkt, was er sagt; der mit dem obersten Minister vor den Leuten freymüthig redet, und wenn er mit ihm allein ist,

ist, vor ihm zittert; der leutselig ist, ohne höflich zu seyn; der dem Scheine nach aller Menschen Beschützer ist, und sich in der That keinen verbindlich machet; der bey dem allermüßigsten Leben, allezeit geschäftig und zerstreuet thut; den ein einziger Anblick des Regenten, entweder trunken, oder verwirrt machet; den ein einzig Wort erhebt, oder zu Boden schlägt und vernichtet.

Ein seltner Mann (un homme rare) ist ein großer Herr, der nicht ohne alle Verdienste ist, viel weis, nichts spricht, sich wenigen Personen entdeckt, voller Scheu ist, was Gutes von sich selbst zu sagen, und übels von andern zu denken.

Ein allerliebster Mensch (un homme charmant) ist ein Mensch, der nichts weis, und von allen Dingen sein Urtheil spricht; der sich eine Sammlung von dreyßigerley Stellungen gemacht hat, die unanständig oder lächerlich sind; der alles weis, was in der Stadt vorgeht, und der erste ist der die neu herauskommenden Scarteken liest; welcher die allertiefste Einsicht in die Moden zu haben begehret, und sich allezeit zum Entzücken ankleidet; dessen Fahrzeug allezeit schön und ohne Tadel ist; der alle Tage in dreyßig Häuser läuft, an zwanzigerley Orten zu speisen verspricht, und um zehn Uhr des Abends in einem Hause zum Essen kommt, wo ihn niemand erwartet; welcher ein Duzend Redensarten aus einem Worte zu ziehen weis, das eigentlich nichts sagen will; der von sich selbst sehr vortheilhaft, und von andern sehr spaßhaft zu reden weis; der ein Tyrann alles Frauenzimmers zu seyn

scheinen will, und doch nur der Nothnagel derer-
 jenigen ist, die verschrien sind; ein Ball der Buhl-
 schwestern, und eine Geißel guter Gesellschaften.
 Indessen ist er eine zeitkürzende Marionette, für ei-
 nen vernünftigen Mann, der ihn nur eineinzigmal
 und auf wenige Augenblicke sehen darf.

Es ist übrigens keine Kleinigkeit, ein solcher aller-
 liebster Mensch zu seyn. Denn er ist der Mode eben
 sowohl unterworfen, als der Puß, den er erfindet,
 und wann er deren Eigensinn nicht ausforschet,
 um sich demselben sogleich zu unterwerfen, so ver-
 liert er seinen kostbaren Namen, und wird zu ei-
 nem ganz und gar lächerlichen Geschöpfe.

Bei den Franzosen muß man einen Unterschied,
 unter denenjenigen machen, die Wiß besitzen, un-
 ter denen die Wislinge sind, und unter den klugen
 Leuten*. Dieser Unterschied, der ihnen oftmals
 entfährt, ist mir in ihrem Umgange merkwürdig ge-
 worden.

Der Mensch, der nichts als Wiß besitzt, hat fast
 niemals eignen Wiß. Sein Hochmuth will sich ei-
 nen andern wählen, und oftmals wählet er übel.
 Er gewöhnet sich eine Art zu reden an, die ihn ent-
 weder übel kleidet, oder sich bald erschöpft. Er
 ist einem Frauenzimmer gleich, die hübsch gebildet
 ist, aber ohne Unterlaß liebäugelt, und dadurch
 kaum erträglich zu seyn scheint.

Der Wisling, mengt seinen Wiß mit fremdem
 Wiße zusammen: welches ihm viel Mühe kostet,
 wobey er wenig Vergnügen hat, welches ihn tau-
 send

* (Ceux qui ont de l'espr. gens d'espr. et beaux Espr.)

send Verdrießlichkeiten aussetzet, ihm aber dennoch eine Art von Ansehen erwirbt. Die Dummköpfe erstarren über ihn, den großen Haufen verblendet er, vernünftigen Leuten aber fällt er zur Last. Er meynet, er sage nichts mittelmäßiges, wenn er ein leeres Nichts mit großem Nachdrucke ausspricht; und was er andere sagen höret, das hält er selten genehm, damit man nur denken soll, er würde viel was besseres gesagt haben. Er führet oft an, und beschweret sich doch über sein Gedächtniß; er thut allezeit Aussprüche, und sezet nie ein Mißtrauen in seinen Geschmack. Dieser fraget ihn um Rath, jener scheuet ihn: alle aber schmächeln ihm, und man ist nicht nach der Welt, wenn man ihm nicht auch bekannt ist.

Ein kluger Mensch hat allezeit seinen ihm eigenen Wiß, und weis sich dennoch anderer ihren zu Nuße zu machen. Er verblendet niemals, er überzeuget allezeit: er sieht nicht vorbereitet aus, aber er geht mit gleichen und sichern Schritten, und erleuchtet diejenigen die ihm folgen.

Es ist was leichtes Wiß zu haben; es ist lächerlich ein Wißling zu seyn: ein kluger Mann aber muß gebohren werden.

Die Franzosen gehen in ihrer Neigung zu niedrigen Ergezungen so weit, daß sie sich alle der Bestrebung dazu unterwerfen. Diejenigen nun sind unglücklich, die ihre Gemüthsneigung, oder Ueberlegung, untüchtig dazu machet: sie müssen ihrem ganzen Character entsagen, oder es dulden, daß andern die Weile bey ihnen lang wird.

Wer sich in den Ruff eines witzigen Menschen setzt, der muß, wenn er in Gesellschaften erscheint, die Leute in Erstaunen setzen, und unerhörte geistreiche Sachen vorbringen. Das erwartet man schon einmal von ihm: dafern man ihn nicht bewundern muß, so kommt er um alles sein Ansehen.

Bisher hat man nur ganz gemeine Begriffe von der Tugend, den Verdiensten, und der Schönheit gehabt. Oftmals suchen wir sie in den Gegenständen, die wir untersuchen und zergliedern, bevor wir ein sicheres Urtheil davon fällen. Wir heischen gewisse Grundsätze, Verbindungen, Verhältnisse, und Wirkungen, darüber wir ziemlich einstimmig geworden, um das Gute und Schöne festzusetzen. Die Franzosen sind sinnreicher, und gefälliger; sie wissen aus der Natur und Kunst mehrere Vortheile zu ziehen. Sie schenken einander die Vollkommenheiten der Seele und des Leibes; sie halten sich an den Außerschein: und wenn sie nur blenden können, so ist ihre Eigenliebe schon befriediget.

Ihre Gesetze sind so ziemlich rein und scharf; allein sie unterwerfen ihnen nichts als das Aeufferliche. Ihre Vernunftschlüsse sind richtig und ausführlich genug; allein ihre Vernunft vermag nichts gegen ihre Leidenschaften. Wenn man ihre Aufführung untersucht, so ist nichts so widersprechend, als dieselbe mit ihrer Morale: bleibt man aber bey dem Aeufferlichen stehen; so stimmt alles vortrefflich zusammen. Die Geschmeidigkeit, ist bey ihnen ein natürlicher Character. Ich verstehe hierunter diejenige Geschicklichkeit, die die Fehler verbirgt, und die

die guten Eigenschaften heraus streicht. Alle Menschen geben sich unter dem verehrungswürdigsten Außenscheine zu erkennen; alle wollen, daß man ihnen Redlichkeit, Verstand, Wissenschaften, und eine gesunde Urtheilskraft zutraue. Alles Frauenzimmer ist auf seinen Reiz und guten Namen eifersüchtig. Zu allem Glücke werden sie mit mehreren Schwachheiten als Lastern gebohren: denn ihr Herz ausgenommen, welches gemeiniglich gut ist, bestehn ihre übrigen Ansprüche in Hirngespinnsten. Sie sind mehr schimmernd, als wirklich; mehr leicht, als gegründet, mehr eitel, als ehrliebend, mehr wolüstig, als zärtlich, mehr schwach, als empfindlich; und kurz, mehr mit der Begierde zu gefallen beschäftigt, als mit den Mitteln an sich zu ziehen, ja von der wahren Ehre weniger gerühret, als von ihrem Schimmer.

Die Franzosen sehen einen Theil ihrer Ehre, in die Treue ihrer Frauen; dieß ist fast die einzige Pflicht, die einzige Tugend, so sie von ihnen fordern: gleichwohl trösten sie sich über deren Untreue, dafern nur die Leute nichts davon erfahren. Die eheliche Treue leget in der That keinen andern Zwang auf, als den Wohlstand; und die Eifersucht öffnet einem Manne nicht eher die Augen, als bis ihn das allgemeine Geschrey erwecket. Als dann steht er so verächtlich da, als ihn ein selbst begangenes Laster nicht machen würde: alle suchen einander seinen Unstern bekannt zu machen, und niemand sähct sich selbst davor zu hüten.

Es ist gebräuchlich, daß eine Frau daheim mit ei-

einer angenehmen Mannsperson, allein seyn darf, ohne zu erröthen. Man weiß es, man zweifelt so gar nicht, daß er von Liebe werde gesprochen haben; denn das ist der Franzosen Art. Weder der Tadel der Welt, noch die Zärtlichkeit des Mannes finden daran etwas strafbares. Allein eben diese Frau, und eben diese Mannsperson, welche die Augenblicke, da sie allein gewesen, gar wohl haben nutzen können, dürfen sich nicht wagen, an einem öffentlichen Orte mit einander zu erscheinen; weder im Schauspiele, noch auf dem Spaziergange, noch auch in einer Kutsche fahren. Wenn nur der Wohlstand befriediget ist, so fraget man nach der Tugend nicht: und vor den Augen so vieler tausend Zuschauer, kann die Tugend sich nicht schüzen.

Dieser seltsame Wohlstand indessen betrifft nur die Stadt. Das Landleben erlaubt viel mehrere Freyheiten. Es scheint man lasse allen Verdacht in den Thoren von Paris. Ein jeder thut, was er will, ohne alle Folgen. Man kommt zusammen, man trennet sich, und niemand fraget nach, ob irgend eine Frau verschwunden sey, oder mit wem sie unsichtbar geworden? Ihren Anpuß richtet sie auch nach möglichster Bequemlichkeit ein, und die Hitze des Sommers ist der Deckmantel für alles. Die Landvergnügungen gehen allemal mit freyerer Stirne: das heißt man natürlich, und sich selbst mehr gelassen seyn. Einige sind auf ihren Zimmern, andere lesen, gehen spazieren, spielen, kommen, gehen, und machen alles was sie wollen, sonder Zwang.

VI.

Eine Fabel.

Venus und Momus.

Serr Momus war vor alter Zeit
 Ein überkluger Splitterrichter:
 Von seinem Tadel war kein Dichter.
 Kein Mensch, kein Thier, kein Gott befreyt.
 Kein Gott? Es scheint, der Gröbler rase!
 Das weiß ich nicht: Er dünkt sich klug.
 Gleichwohl ist ihm nichts gut genug;
 Bey allem rümpft er Mund und Nase.

So giengs der Venus selbst einmal;
 Der schönsten Göttinn in dem Himmel!
 Denn Momus schlich sich im Getümmel
 Bis in den goldnen Göttersaal.
 Es fanden Götter und Göttinnen
 Sich nach und nach zur Tafel ein:
 Selbst Juno trat schon stolz hinein:
 Nur Venus fehlte noch darinnen.

Was Wunder? Nach der Schönen Art
 War sie zu langsam aufgestanden:
 Als nun die Gracien sich fanden,
 Ward weder Schmuck noch Puz gespart.
 Was gab der Nachtrisch nicht für Stücke,
 Die selbst Vulkan recht ausstaffiert!
 Und kurz, sie war nun eingeschnürt,
 Und reizte schon Cupidons Blicke.

Da sah man recht ein Götterbild,
 In Stirn, und Mund, und Augen prangen!
 Die Rosen hatten beyde Wangen;
 Den Busen Lilien angefüllt.
 Ihr runder Arm von Alabaster
 Verlohr sich in der schönsten Hand;
 Der kleinste Fuß, den jemand fand,
 Betrat des Saals saphirnes Pflaster.



Gebärde, Gang und Stellung war
 Recht überirrdisch anzusehen:
 Doch kaum war alles dieß geschehen;
 So stellte sich Herr Momus dar.
 Der Götter Fürst hatt' ihn gesendet,
 Zu forschen wo Frau Venus sey?
 Und ob sich noch die Tändelen
 Des langen Puges nicht geendet?



Nun, Momus, ruft sie: Eben recht!
 Du pflegst ja alles durchzunehmen;
 Und musterst, ohne dich zu schämen,
 So gar das himmlische Geschlecht.
 Du tadelst unsre Götter alle:
 Auch Zeus schafft dir kein Ding zu Dank;
 Thu deiner Reigung keinen Zwang,
 Und sage, wie ich dir gefalle?



Er riß die Augen gräßlich auf,
 Und schielt vom Haupte bis zum Fußen:
 Zwar heimlich wünscht er sie zu küssen,
 Doch gab er noch kein Wort darauf.

Ihr Anblick schien ihn stumm zu machen:
Denn freylich, war sie göttlich schön.
Doch Momus wollt es nicht gestehn,
Und Venus hub schon an zu lachen.

*

Gelt! Momus schweigt! versetzt sie froh:
Das heißt soviel, du mußt mich loben.
O nein! spricht jener: Zwar von oben,
Ist deine Schönheit nun so so!
Allein = hier stockt er: Darf ich bitten?
Fragt Venus hier, und lacht dazu:
Du, spricht er, unten an dem Schuh
Ist dir der Absatz plump geschnitten.

* * *

Ihr Tadler! seht hier euer Bild.
Wie's Momus macht, so gehts euch allen.
Ein Werk, das aller Welt gefallen,
Hat euch mit Gift und Gall erfüllt.
Das Schönste muß begeistert werden;
Und sollt es auch der Absatz seyn!
Ihr seyd doch, räumt's nur selber ein,
Das schändlichste Geschmeiß auf Erden!



VII.

Versuch einer deutschen Sprachlehre,
anfänglich nur zu eignem Gebrauche unter-
nommen; endlich aber, um den Gelehrten zu fer-
nerer Untersuchung Anlaß zu geben, ans Licht
gestellt, von Carl Friedr. Nachinger, d. B.
Sadtpred. zu Sulzbach 1754. Trf. u. Leipz.

Der Eifer für die Richtigkeit der deutschen Sprache wird iho fast allgemein. Es stehen beynahe überall Lehrer auf, die sich zu Begeweisern darbiethen: und es ist fast keine Landschaft unsers Vaterlandes mehr übrig, die nicht den ihrigen aufzuweisen hätte. Hier hat nun auch die Oberpfalz das Glück erlebt, in ihrem Schooße einen Priscian erzeuget zu haben. Da die Sache merkwürdig ist, so wollen wir den grammatischen Lebenslauf desselben, aus seiner Vorrede mittheilen.

„Als der Herr B. nach vollendetem Universitätsjahre zu Hause lebete, wo er genugsame Zeit hatte, auf sich selbst Achtung zu geben, und die erstgemeldeten Fehler (in der deutschen Sprache) auch bey sich wahrnahm, ist ihm vor ungefähr 14 Jahren der Vorsatz einkommen; er wollte sich die Stücke, so zur Analogie der deutschen Sprache gehören, zu seiner eigenen Nachricht sammeln; damit er hinfort, wenigstens eine gewisse und nicht ohne Ueberlegung angenommene Art zu reden und zu schreiben beobachten möchte. Diesen erstern Theil der Grammatik hatte er, was die Grundlage anlangt, eben fertig, als er am Anfang des 1741sten Jahres zum Sulzbachischen Rectorate beruffen wurde; war aber nie willens, solche Arbeit vollständiger zu machen, oder die Syntare hinzu zu thun: bis er wahrnahm, daß seine Schüler in der Muttersprache schier so leicht fehleten, als in der lateinischen; daß sie z. B. weit leichter das Tempus eines lateinischen, als deutschen Verbi formirten, weit hurtiger den Calum einer latei-

„lateinischen als teutschen Präposition erriethen, die
 „Ordnung der teutschen Redetheile selten träffen
 „u. d. g. Daher nahm er sich vor, das nöthigste
 „der teutschen Syntaxe ebenfalls zusammen zu tra-
 „gen, und erwann seinen Schülern beides, als
 „eine kurze Anleitung zum Abschreiben in die Hän-
 „de zu geben. Doch indem er mit dem Uebersehen
 „umgieng, fand er solche Lust in grammaticalischen
 „Dingen, daß er immer weiter nachdachte, und
 „bey allem, was ihm teutsches, lateinisches, griechi-
 „sches vorkam, ohne Unterlaß Achtung gab, ob
 „sich nichts entdeckte, welches in eine teutsche
 „Grammatik zu bringen nöthig wäre. * Dadurch
 „wuchs immer seine Schrift unter den Händen
 „vergestalt an, daß sie zum Abschreiben zu groß
 „wurde; und er sieng allgemach an, einen andern
 „Rath damit zu fassen. Er begehrte aber nicht zu
 „eilen, sondern noch etliche Jahre zu sammeln,
 „wollte auch die Urtheile und Beyträge der Gelehr-
 „ten einholen, und schickte seinen Aufsatz nach
 „Nürnberg, daß daselbst und zu Altdorff, die
 „Liebhaber der Sprachen Anmerkungen befügen
 „möchten.

* Bey dem allen kömmt uns nichts wunderbarer
 vor, als daß der gelehrte Herr Verfasser gar nichts von
 andern deutschen Sprachlehrern weis, keinen Elajus,
 Gueinz, Stieler, Schwottel, Böldicker, Steinbach, Bahn,
 Hentschel, oder sonst einen nachschlägt; sondern so zu Wer-
 ke geht, als ob er der erste Mensch in der Welt wäre, der
 aus seinem eigenen Gehirn diese grammatische Pallas ge-
 bähren müßte.

„möchten. Und siehe, NB. Kaum war sein Ge-
 „mächte aus seinen Händen, so erfuhr er, daß
 „Herr Professor Gottsched eine Grundlegung der
 deutschen Sprachkunst ans Licht gegeben habe.

Dieses alles erzählet der Herr Verfasser uns bloß
 in der Absicht, daß ja niemand denken solle, er sey
 erst durch Herrn Professors Gottscheds Vorgang,
 wie er es nennet, zur Nachahmung gereizet worden,
 noch die Absicht gehabt habe, ihn zu widerlegen,

Nun machet er sich den Einwurf, ob nicht seine
 Schrift in der Welt überflüssig sey, nach dem das
 Gottschedische Werk vorhanden ist? Er hat es selbst
 geglaubt und wirklich beschlossen, es zurück zu hal-
 ten. Allein man hat ihn versichert, daß beyde gar
 wohl neben einander stehen könnten. Er ist auch
 willens gewesen, die Gottschedische Sprachkunst gar
 nicht zu lesen, bis die seinige erst in der Welt wäre;
 damit er desto getroster behaupten könnte, nichts
 von derselben entlehnet zu haben. Und daran hätte
 er allerdings sehr wohl gethan: weil man doch als-
 dann eine recht aufrichtige oberpfälzische Gram-
 matik zu lesen bekommen hätte: zumal da der Herr
 Verfasser sonst keine von den ältern Sprachlehren
 bisher zu Hülfe genommen zu haben meldet. Al-
 lein es schien ihm hernach unschicklich zu seyn,
 von einer Disciplin zu schreiben, und das neueste
 und berühmteste Buch darinn nicht zu Rathe zu zie-
 hen. Er würde in solchem Falle oft von demselben
 abgegangen seyn, ohne die Ursache angezeigt zu ha-
 ben. Er las also, und verglich eins mit dem andern,
 hoffet auch nie, ohne Grund mit ihm uneins zu seyn.
 Er

Er meynet, der Größe der Gottschedischen Verdienste würde dadurch nichts benommen, die er so sehr in Ehren hielte, als die, so ihm in allen Stücken recht geben. Er entschuldiget sich nur, warum er seine Zweifel demselben nicht schriftlich eingeschicket. Allein das stund freylich in seinem Belieben. Und es war ja weit rühmlicher ein Schriftsteller und ganzer Sprachlehrer zu seyn; als ein bloßer Zweifelmacher. Seiner Abweichungen wären auch soviel, daß sie allein ein kleines Buch betragen hätten: das machet: Er sey ein Oberpfälzer, Herr Pr. G. aber schreibe als ein, obwohl nicht geborner, doch eingewohnter Meißner.

Da haben wir nun den ganzen Schlüssel zu dieser Sache; der einem verständigen Leser alles nöthige Licht geben wird. Muß es auch einen rechtschaffenen Gelehrten und Schulmann nicht verdrießen, der bey dem gänzlichen Mangel deutscher Sprachlehren, (denn dieser hat ihn zweifelsfrey bewogen, selbst Hand anzulegen; da er keine einzige meldet die er gekannt, oder deren Unvollkommenheit ihn dazu bewogen hätte) sich die Mühe giebt, der deutschen Analogie nachzuspüren; ferner die Syntaxe hinzusetzen; mit der Arbeit auch fertig wird; und gar sein Gemächte schon nach Nürnberg schicket, wo soviel schöne Sachen gemacht werden: wenn ihm hernach ein andrer, ungefragt und ungewarnt, mit einer gleichen Arbeit zuvor kömmt? Ist das wohl zu verzeihen? Und hat man nicht Ursache sich wider ein solches Buch aufzulehnen? zumal wenn selbiges nur nach der meißnischen Mundart ge-

geschrieben ist; da es doch billig nach dem oberpfälzischen Dialekte hätte eingerichtet seyn sollen?

Gewiß, seine Freunde haben ihm ganz recht gerathen, sein Liecht nicht für sich allein zu behalten; sondern vielmehr sein Gemächte aller Welt, oder doch ganz Deutschland zur Schau vor Augen zu legen. Herr Pr. G. ist auch längst so billig gewesen, mit keiner Art von Schriften ein eigenes Monopolium zu verlangen. Er sieht es vielmehr gern, wenn andre Gelehrte in dem Felde, welches er sich hauptsächlich zu bauen beflissen, mit Hand anlegen. Für einen einzigen Schriftsteller, so gelehrt und fleißig er auch immermehr seyn möchte, ist diese Aernthe zu groß. Es muß, wie im vorigen Jahrhundert, also auch im isigen ein gemeinschaftlicher Fleiß angewandt werden, die deutsche Sprache und die schönen Wissenschaften in Flor zu bringen. Ein jeder thue also das Seinige, wenn er einen innern Beruf dazu zu haben glaubet: Die Nachwelt wird einem jeden sein Recht wiederfahren lassen. Der Herr Nichinger mag also von diesem billigen Richter sein Urtheil erwarten: wir, und der Herr Pr. G. werden ihm dasselbe nicht misgönnen, so vortheilhaft es auch ausfallen möchte. Er aber wird nach derselben Freyheit, die er sich genommen, diesem seinem Vorgänger allerley Erinnerungen zu machen, dieselbe auch uns freystellen. Wir wollen hiermit den Anfang machen, ein Paar Puncte aus seiner Vorrede zu berühren; und nachmals bisweilen damit fortzufahren. Es ist nämlich Deutschland nicht wenig daran gelegen, zu wissen, ob die ober-

oberpfälzische, oder die von ihm so genannte meißnische Sprachlehre besser sey?

Das erste nämlich, was er dem Herrn Professor Gottsched vorrückt, ist dieses, daß er als ein, zwar nicht gebokrner, aber doch eingewohnter Meißner geschrieben habe. In diesem Stücke müssen wir ihn vertheidigen. Und das zwar folgendergestalt:

I) Wenn er es gethan hätte, und wenn seine Sprachkunst durchaus auf meißnischen Fuß eingerichtet wäre: so würde das noch eben kein großer Fehler seyn. Seit hundert und mehr Jahren, haben schon alle Sprachkenner, der ober-sächsischen, d. i. meißnischen Sprache, den Vorzug vor allen andern deutschen Mundarten zugestanden. Die Zeugnisse davon anzuführen, würde sehr überflüssig seyn, da sie fast allenthalben anzutreffen sind, und dem Herrn Verfasser nicht unbekannt seyn können. Es ist damit so weit gekommen, daß man das eigentliche Hochdeutsche mit dem Ober-sächsischen für gleichgültige Mundarten gehalten. Ist nun dem also: was begienge denn der wohl für einen Fehler, der eine Sprachkunst nach derselben so beliebten, und überall gebilligten Mundart einrichtete?

Ist es nicht in Wälschland und Frankreich eben so gegangen? Hat nicht die im Kerne Italiens herrschende toscanische Mundart, seit vielen Jahrhunderten den Vorzug vor allen andern erhalten? Haben sich wohl die Neapolitaner, Genueser, Mailänder, oder Venetianer unterstanden, ihr den Vorzug streitig zu machen? Haben diese von Toscana

ganz unabhängigen Landschaften wohl begehret, daß die Verfasser des Dittionario della Crusca sich nach ihren Mundarten richten sollten? Oder haben in Frankreich die übrigen Provinzen es von der Academie françoise wohl fodern dürfen, daß man sich nach dem languedockischen, provenzalischen, burgundischen, picardischen, normännischen, bretanischen oder gasconischen richten sollte? Vielmehr haben sich die aus andern Landschaften, sonderlich der Normandie gebürtigen Glieder der Akademie allezeit beflissen, die gute Parisersprache anzunehmen, und bloß nach derselben zu schreiben.

Was nun in Wälschland Toscana, in Frankreich Ile de France ist, das ist unstreitig Obersachsen in Deutschland: wenn man nicht bloß Meissen, sondern auch die nächstangränzenden Landschaften, z. E. die Lausitz, das Anhaltische, das Mansfeldische, ein gut Stück von Thüringen und das Vogtland mit dazu nimmt. In allen großen Städten daselbst, sonderlich in Residenzen, spricht man das Hochdeutsche sehr gut: ja so gut, daß es alle, die aus andern Landschaften dahin kommen, selbst gestehen müssen: Man spreche hier recht nach der Schrift; d. i. wie das gute Hochdeutsche geschrieben wird. Was können wir dafür, daß die Oberpfalz nicht in eben solchem Ruhme steht? und daß es dem Herrn Verf. selbst bedünket: es dürfte manchem ganz unerträglich dünken, aus der obern Pfalz eine teutsche Grammatik zu sehen. Diesen Vorwurf darf niemand besorgen, der in Obersachsen eine schreibt: und das Ding muß

muß doch wohl, wie alles andre in der Welt, seine Ursache haben.

Allein II.) ist es weit gefehlet, daß der Herr Prof. G. seine Sprachkunst durchaus, und in allen Stücken, auf den meißnischen Fuß habe einrichten wollen. Er hat es ja gestanden, daß er die Provinzialfehler des Pöbels, die dieser auch in den besten Provinzen eines Landes allemal hat, wie selbst die Pariser solches von sich gestehen, sorgfältig zu vermeiden gesucht. Der Herr Verfasser führet seine Stellen davon selbst an, und folglich dürfen wir ihm dieselben nicht melden. Hr. P. G. verbessert oft aus der Analogie gewisse im Schwange gehende Fehler, z. E. das gewesen, welches hier häufig gesprochen wird, in gewesen: wie schon andre gute Schriftsteller, nach der Regel der unrichtigen Zeitwörter, längst geschrieben haben; und unzählliches mehr.

Es ist auch III.) ganz falsch, daß er keine andre Mundarten gekannt habe, als die meißnische. Er kannte fürs erste als ein gebohrner Preuß, der schon in männlichen Jahren nach Sachsen kam, (und gleich damals, ehe er noch in Sachsen warm geworden war, in den vernünftigen Tadlerinnen 1725 und den Fontenellischen Gesprächen 1726 wies, daß er Deutsch konnte) die preußische und schlesische Sprache; indem er auf seiner Reise nach Sachsen durch Schlesien gereiset war, und sich in Breslau aufgehalten hatte. Er hatte 1729 eine Reise durch die Mark, Pommern, Mecklenburg, Holstein, Lüneburg und Braunschweig gethan, und also auch die Mundarten dieser Landschaften kennen gelernt.

Endlich hatte er auch vor der Ausfertigung seiner zweiten Ausgabe der Sprachkunst, die böhmische, fränkische, bayerische und österreichische Sprache, aus der Quelle kennen lernen.

Doch was brauchet es aller dieser Umstände? Giebt es denn keine Bücher von allen diesen Gegenden Deutschlands, die recht in ihrer angebohrnen Mundart geschrieben haben? J. E. der Parnassus Boiscus ist ein aufrichtiger Autor Classicus der bayerischen und oberpfälzischen Sprache: wenn wir gleich des Jesuiten Balde herrliche deutsche Gedichte aus den Augen sehen wollen. Diesen Parnass aber hat der Herr Pr. G. schon vor jenen 20 und mehr Jahren gekannt, als er ihn in seinen kritischen Beiträgen beurtheilte. Wo bleiben noch alle die schönen Lobreden auf Kaiser und Heilige, die theils in eben den Beiträgen, theils im N. Büchersaale, theils in dem Neuesten, aus eben diesen oberdeutschen, sonderlich bayerischen Landen vorkommen? Es ist also recht unverantwortlich, zu sagen: daß einer, der alle diese Dinge, und unzählige aus andern deutschen Landschaften in Händen hat, und Auszüge daraus gemacher, diese Mundarten nicht kenne, und folglich nicht zu beurtheilen wisse. Wenigstens sieht man soviel daraus, daß Herr Nichinger, gar nicht als ein Bayer oder Oberpfälzer; sondern soviel als ihm nur möglich gewesen, als ein Meißner, oder rechter Hochdeutscher, seine Sprachlehre geschrieben habe; außer wo ihm bisweilen seine Erbsünde gar zu unwiderstehlich angeklebet hat.

Ja wir wollen IV. noch frengerbiger seyn. Wir wollen

len ihm eingestehen, Hr. Pr. G. habe von allen ob-
 erwähnten bayerischen Meisterstücken nichts gewußt;
 auch keiner andern Bücher, als solcher, die in Mei-
 ßen geschrieben worden, habhaft werden können;
 welches doch falsch und ungereimt ist: Meynet der
 Hr. B. denn, daß man in Leipzig keine Gelegen-
 heiten habe, aller dieser Landschaften Mundarten
 kennen zu lernen? In Leipzig, wo man, wegen der
 so berühmten hohen Schule, eine akademische Jugend
 aus allen Enden von Deutschland hat; und wo we-
 nigstens dreymal im Jahre alle mögliche Ausländer,
 Juden und Judengenossen, Creter und Araber zu-
 sammen kommen? In Wahrheit, man muß den
 Herrn Verf. bedauern, daß er dieses nicht weiß,
 oder sich doch nicht darauf besonnen hat: sonst wür-
 de er einen Mann, der nunmehr 30 Jahre in
 Leipzig lebet, und folglich 90 Messen daselbst gesehen
 hat, mit unzähllichen Fremden bekannt geworden,
 und Umgang gehabt, und alle Mundarten, von
 einem Ende Deutschlands bis zum andern, satz-
 sam kennen lernen, nicht beschuldiget haben: Er kenne
 nichts, als die meißnische Mundart. *Risum teneatis
 amici!*

Endlich muß ihm ja V. auch ein flüchtiges Durch-
 blättern der gottschedischen Sprachkunst zur Gnüge
 gewiesen haben: daß Hr. Pr. G. allerdings auch
 das Schiboleth so mancher ober- und niederdeutschen
 Landschaft zur Gnüge eingesehen. Hr. A. redet
 also gewiß wider den klaren Augenschein, und folglich
 wider sein Gewissen, wenn er so kühn ist, das Gegen-
 theil vorzugeben. Außer dem aber wissen es auch die ge-
 lehrten

Iehrten Meißner in und außer Leipzig zur Gnüge, daß Herr Pr. G. die gemeinen Fehler der hiesigen Pöbelsprache gar nicht billiget, dagegen warnet, und allezeit behauptet: Wer gut deutsch schreiben wolle, der müsse so schreiben: daß man es ihm nicht anmerke, aus welcher Landschaft er gebürtig ist.

Wir haben es indessen VI. gar zu deutlich gemerket, woher der Groll des Hrn. B. auf den Hrn. Pr. G. rühret. Dieser hat auf seiner Reise aus Nürnberg auf Regensburg, vor 4. Jahren, die rauhen Gegenden, Felsen und Steine der Oberpfalz in einem Gedichte beschrieben: und dieses kann Herr A. als ein geb. Oberpfälzer, noch nicht verbauen:

Manet alta mente repositum

Iudicium Paridis, spretaque injuria formæ!

Darum muß nun seine Sprachkunst herhalten! Und freylich, hat man recht. Denn wie könnte derjenige eine gute Grammatik schreiben, der den Oberpfälzischen Boden für rauher und bergigter hält, als den meißnischen?

Dessen allen indessen ungeachtet ist es VII. soweit gefehlet, daß des Herrn Nichingers Sprachkunst, der gottschedischen einigen Eintrag thun wird; daß sie vielmehr derselben großen Werth deutlich darthut. Denn da sich der Herr B. ausdrücklich vorgenommen, derselben Fehler zu zeigen; auch durch allerley Nebenursachen recht in Harnisch gebracht worden; und ihr gleichwohl nur lauter Kleinigkeiten ausmischen können, bey welchen allen dennoch das Hauptwerk der gottschedischen Sprachkunst in ihrem völligen

gen Werthe bleibt: so kann ihm Hr. Pr. G. für seine Mühe noch danken. Denn wirklich ist es nur gar zu augenscheinlich, daß, wenn man ja noch von einer besondern Mundart Fehler dulden soll, noch allemal die meißnischen erträglicher seyn werden, als die oberpfälzischen.

Der letzte Wunsch des Herrn A. im Schlusse seiner Vorrede, hat uns recht zum Lachen gebracht. Er wünschet, „daß nach und nach ein Schwab, ein „Frank, ein Rheinländer, ein Westphälinger, „ein Niedersachs, ein Pommer, und ein Schlesier, jeder eine Grammatik schreibe; Herr Prof. „Gottsched aber so lange lebe, daß er sie alle gegen „einander halten, und eine vollkommen allgemeine „teutsche Sprachkunst heraus ziehen könne! „ Ist das nicht lustig? Berräth hier Hr. A. nicht seinen Mangel der Kenntniß in deutschen Sachen? Alles was er wünschet, ist Gottlob! längst geschehen. Alle die Sprachlehren sind längst geschrieben: Hr. Pr. G. hat sie auch gelesen; und aus allen seine Regeln gezogen. Kennet Hr. A. sie nicht, so kann er sie aus Herrn Prof. Reichardts Historie der deutschen Sprachkunst kennen lernen: die wir ihm hiermit aufs beste anpreisen wollen.



VIII.

Abregé de l'Histoire universelle depuis Charlemagne, jusques à Charles Quint. Par Mr. de Voltaire, T. I. & T. II. à la Haye. Chez Jean Neaulme. 1753.

Wir säumen nicht, unsern Lesern von dieser Neuigkeit aufs eiligste Nachricht zu geben. Es ist seit einiger Zeit das gegründete Gerücht gegangen, dieser französische Dichter sey durch eine große Herzoginn bewogen worden, einen kurzen Begriff von der deutschen Reichshistorie zu schreiben; und zwar nach der Art, wie der Präs. Henault, eine Chronologie der französischen Könige herausgegeben hat. Herr von B. sieng wirklich in Gotha schon an, daran zu arbeiten, fuhr nachmals in Frankfurt am Mann fleißig fort, und kam in Straßburg so weit damit, daß er sich nach Colmar begeben konnte, um in der neuen Buchdruckerey daselbst, die uns des Herrn Prof. Schöpflins *Allatium* geliefert hat, sein Werk vor seinen Augen drucken zu lassen. Wir haben sichere Nachrichten daher, daß zween Bände davon im Hornung dieses Jahres fertig seyn werden: daß es sich aber noch an vielerley Umständen stoßen dürfte, ehe er den dritten und letzten Theil davon, darinn die neuesten Zeiten vorkommen sollen, wird können drucken lassen.

Indessen nun, daß wir dieß Werk unter dem Titel *Annales de l'Empire German* erwarten: so erscheint iho ein *Abregé de l'Histoire universelle &c.* welches vielen eben dasjenige zu seyn scheinen wird, welches man bisher gehoffet hat. Allein wir können und müssen unsre Leser versichern, daß es dasselbe nicht ist, sondern ein ganz andres Werk, welches eine Universalhistorie vorstellen soll. In der Vorrede berichtet uns der Verleger Neaulme, wie er zu der Handschrift gekommen. Er glaubet, Hr. v. Voltaire

taire werde nicht böse werden, daß sein Manuscr. von welchem, wie er selbst gesagt, mehr als dreßsig Abschriften herum liefen, auch in seine, des Verlegers Hände gefallen sey. Er hätte ihm schon 1742 Hoffnung darauf gemacht, als er zu Potsdam wegen seines Siecle de Louis XIV. mit ihm gesprochen; und dessen er sich bloß begeben, weil der Herr Verfasser gesagt, er ließe es auf eigene Kosten drucken.

Hier berichtet er also nur, wie dieses Werk in seine Hände gefallen sey. Als er im Brachmon. des 1753ten Jahres aus Paris gekommen, habe er sich zu Brüssel etwas aufgehalten, und eine verdienstvolle Person angetroffen, die ihm solche Abschrift mit den größten Lobsprüchen gewiesen; auch viel andre Nachrichten davon erzählt, wovon im Jun. 1752. des franz. Merkurs, und im 31 Jul. des Epilogueurs desselben Jahres, mehr zu lesen ist. Dieses hätte ihn nun bewogen, dem Besitzer selbige Abschrift abzukaufen; der sie schon dem Urheber angeboten gehabt hätte. Man wäre übrigens vollkommen versichert, daß dieß Werk unfehlbar vom Hn. v. Voltaire sey; als dessen Wiß, Schreibart, und sonderliche Rechtschreibung es gehabt hätte. Diese letztere aber hätte er, der Verleger, mit Fleiß verändert, weil sich die Welt selbige unmöglich angewöhnen kann.

Diese Nachrichten des Verlegers seyn nun so wahrscheinlich, oder unwahrscheinlich als sie wollen: so kann man doch nicht zweifeln, daß dieß Werk nicht wirklich eine Frucht des Voltairischen Wißes seyn

seyn sollte. Sie hat hundert Muttermaler desselben; und man müßte dieses Dichters prosaische Schriften gar nicht gelesen haben, wenn man sie verkennen wollte. Wir wollen unsre Leser bald überzeugen, daß niemand, als der Verfasser des *Siecle de Louis XIV.* selbiges geschrieben haben könne. Gleich die Einleitung dazu wird ihn verrathen.

Da viel unermüdete Geister, sagt er, so viel sich thun lassen, das Chaos des Alterthums auseinander gewickelt; und da einige sehr beredte Federn* die allgem. Geschichte bis auf Karl den Großen beschrieben hätten: so habe er es bedauert, daß sie nicht mehr Jahrhunderte geliefert hätten. Er hätte sich also von demjenigen, was sie nicht gesagt hätten, unterrichten**, und seinen Augen einen kurzen Begriff der Geschichte vorstellen wollen, die uns desto näher angeht, je neuer sie wird.

Seine vornehmste Absicht sey, die Sitten der Völker, und den Witz der Menschen, soviel ihm möglich wäre, kennen zu lernen. Die Regierungen der Könige, und die Zeitordnung wolle er, als seine Führer; nicht aber als den Zweck seiner Arbeit ansehen. Diese würde sehr fruchtlos seyn; wenn er nichts mehr lernen wollte, als in welchem Jahre ein

* Ohne Zweifel zielt er hier auf des Bischof Bossuets allgem. Gesch. die wir auch deutsch haben, und die überall in einer schwülstigen Schreibart auf Stelzen geht.

** Man bemerke, daß Herr v. B. hier die allgem. Geschichte erst selbst lernen will; solches aber gleich mit der Feder in der Hand thut, um dasjenige, was er lernet, sogleich andre wieder zu lehren. Eben so hat ers auch mit der newtonischen Philosophie gemacht. Aber hat mans ihr nicht auch gleich angesehen?

ein Fürst, der nicht werth wäre gekannt zu werden, einem barbarischen Prinzen nachgefolget.

Wenn man die Geschichte läse, so schiene es, als ob die Erdkugel nur für etliche Fürsten, und für diejenigen, die ihren Leidenschaften gefröhnet, erschaffen worden. Alles übrige nämlich würde übergangen. Die Geschichtschreiber glichen darinn den Königen, daß sie das menschliche Geschlecht einem einzigen Menschen aufopferten. Hat es denn, fraget er, nichts anders in der Welt gegeben, als Prinzen? Und müssen denn alle Erfinder der Künste unbekannt bleiben; indessen daß man chronologische Verzeichnisse von so vielen Menschen hat, die entweder nichts Gutes, oder gar sehr viel böses gethan haben? Eben so billig man die großen Thaten der Herrscher kennen muß, welche die Gestalt der Erdkugel verändert; sonderlich derer, die ihre Unterthanen gesitteter und glücklicher gemacht haben: eben so billig muß man den Pöbel der Könige vergessen, der nur das Gedächtniß beschweren würde.

Ich setze mir vor, sagt er ferner, mein Studiren nach Jahrhunderten einzutheilen: ich merke aber; daß, wosern ich meinem Verstande sonst nichts, als was genau in einem einzigen Jahrhundert vorgegangen ist, darstelle, ich meine Aufmerksamkeit gar zu sehr werde zertrennen, und die auf einander folgenden Begriffe, in gar zu viel Theile werde zerreißen müssen &c. Ich werde also bisweilen bis auf die entfernte Quelle einer Kunst, einer wichtigen Gewohnheit, eines Gesetzes, einer Veränderung, wieder zurück gehen müssen. Bisweilen werde ich auch

Vor-

Vorsprünge thun; doch so wenig, als ich können werde. Denn soviel mir meine Schwäche zulassen wird, will ich die Verwirrung und Zerstreuung meiner Begriffe vermeiden. Ich will meinem Verstande ein treues Bild dessen darstellen, was in der Welt würdig ist, gewußt zu werden.

Ehe ich den Zustand betrachte, darinn Europa um Karls des Großen Zeit gewesen, und die Trümmer des römischen Reiches erwege: so will ich untersuchen, ob in dem übrigen Theile unserer Halbkugel nichts meiner Aufmerksamkeit würdiges anzutreffen ist? Dieser Theil der Welt ist zwölfmal größer, als das römische Gebieth, und lehret mich gleich, daß die Denkmäler römischer Kaiser, die mit soviel Beherrschern und Wiederherstellern der Welt überladen sind, eben soviel unsterbliche Zeugnisse, sowohl der Eitelkeit und Unwissenheit, als der Größe sind.

Wenn wir von dem Glanze dieses Reiches, seinem Wachstume und Verfall geblendet sind: so haben wir in unsern meisten Universalhistorien die andern Menschen so angesehen, als ob sie nicht da wären. Die Landschaft Judäa, Griechenland und die Römer, haben sich aller unsrer Aufmerksamkeit bemächtigt*, und wenn der berühmte Bossuet ein Wort von den Mahometanern sagt, so redet er davon

* Wie aber? Stehen denn in den Universalhistorien die Geschichte der assyrischen und persischen Monarchie nicht auch? Und hat Rollin, nach unzähligen andern, nicht auch von den Aegyptern, Karthaginensern, und andern alten Völkern gehandelt?

davon nur, als von einer Fluth von Barbaren *. Indessen besaßen diese Völker die nützlichen Künste, die wir von ihnen haben **. Und ihre Länder gaben uns Bequemlichkeiten und Kostbarkeiten, die uns die Natur versaget hat. Wir kleiden uns mit ihren Stoffen, nähren uns mit ihren Früchten, bereichern uns mit ihren Erfindungen, ja vergnügen uns mit ihren Spielen: haben uns aber gar zu ungerecht das Gesetz gegeben, nichts von ihnen zu wissen. So weit der Herr Verfasser.

Wer sieht hier nicht den ganzen Geist des Herrn v. Voltaire? der sicher schließt: daß niemand das wisse, was er selbst nicht weis. Wieviel Beschreibungen von Persien, Arabien, Indien, der Tartaren und China; ja von Aethiopien und Abyssinien haben wir nicht? Wer kann dafür, daß Hr. von Voltaire sie nicht gelesen hat, ja nicht einmal kennt? Und wo könnte er die wenigen Brocken, die er von etlichen dieser Länder aufgelesen hat, herhaben, wenn vor ihm nichts davon bekannt gewesen wäre? Ja, wer will es endlich Europäern verdenken, daß sie ihre Jugend mehr und eher zur europäischen Geschichte, als zur chinesischen und japanischen anführen? Machen es die Chineser anders?

* Gerade wie Herr v. Volt. von den Hunnen, Gothen, Bandalern und Longobarden redet; die gewiß bessere Völker waren, da sie Rom zerstörten, als die Türken; die doch dem Herrn v. B. so sehr gefallen.

** Diese möchten wir gern genennet wissen, und zwar aus Zeiten, ehe die Türken die griechischen Länder innen hatten.

Indessen hat er das Gegentheil für gut befunden. Wir wollen daher die schöne Ordnung, darinn er seine Universalhistorie abzufassen für gut befunden, unsern Lesern bekannt machen, und sie hernach selbst von dieser Lehrart urtheilen lassen. Er hebt von China an, dessen ordentliche Dauer er fast drittehalb tausend Jahre vor Christi Geburt herholet, und mit den größten Lobsprüchen erhebet; ungeachtet er sich oft selbst widerspricht. Sonderlich geht er den Bonzen, als indianischen Pfaffen, sehr zu Halse, die er nicht anders beschreibt, als ob ers von den katholischen Missionarien, oder ihren Geistlichen überhaupt verstanden haben wollte. Nun nimmt er Indien, Persien, Arabien und Mahomets Religion in ein Capitel zusammen; eigentlich aber redet er von diesem am meisten und vortheilhaftesten. Er sagt: die Hauptsumme von Mahomets Lehre sey diese: Liebet eure Verfolger; gebet dem, der euch nimmt; vergebet euren Beleidigern; thut allen Gutes; und zanket nicht mit den Unwissenden. Ob dieses wahr sey, und, wenn es so ist, ob das Verdienst, diese Lehren vorgetragen zu haben, dem Mahomet eigen sey; oder ob sie nur aus dem M. T. erborget sind, überlassen wir denen, die sowohl den Alcoran, als die Schrift gelesen haben. Wenigstens hat uns Herr von Voltaire in seinem Trauerspiele, Mahomet, diesen Betrüger so nicht abgebildet. Unsers Erachtens geht er sowohl im Lobe, als Tadel desselben viel zu weit.

Nun folget der Zustand von Italien und der christl. Kirche; welches wir den Herren Katholischen

zu prüfen überlassen. 4) Der Ursprung der päbstlichen Gewalt. 5) Zustand der Kirche im Oriente vor Karl dem Großen. 6) Erneuerung des occidentalischen Reiches, wo wir einen ziemlichen chronologischen Fehler anmerken, daß nämlich dieses Reich 500 Jahre erloschen gewesen: da es doch kaum vom Augustulus an, 350 Jahre lang keinen Kaiser gehabt. 7) Von den Gewohnheiten zu Karls des Großen Zeiten. Z. E. Seine Soldaten hätten ausgesehen, wie die heutigen preussischen. 8) Von der Religion. 9) Folge der Gewohnheiten, Gerechtigkeit, Gesetze, und Gebräuche. NB. Karl wird als ein grausamer Straßenräuber beschrieben. 10) Ludwig der Gütige. 11) Zustand von Europa nach seinem Tode. Nun springt Herr v. B. aus dem IX. Jahrh. ins IV. da er 12) von den Normannen handelt. 13) von England im IV. Jahrh. 14) von Spanien und den Saracenen im VIII. und IX. Jahrh. 15) von Italien, und den Päbsten im VIII. und IX. Jahrh. 16) vom occidental. Reich und dem Päbstthume im IX. X. und XI. Jahrh. bis auf Kaiser Heinrich III. 17) Noch einmal vom Päbstthume im X. Jahrh. 18) Folge der Regierung Kaiser Ottens und der Zustand von Italien. 19) von Frankreich gegen Hugo Schapplers Zeit. 20) Zustand von Fr. im X. und XI. Jahrh. 21) Eroberung von Sicilien durch die Normänner. 22) Eroberung Engellands durch Wilhelmen aus der Normandie. 23) Zustand von Europa im X. und XI. Jahrh. von Spanien und dem Mahome-

68 IX. Der andre wundersame Wälsche

tanern darinn bis ins XII. Jahrh. 25) Von der Religion und dem Aberglauben dieser Zeiten.

So weit geht nun der erste Band. Der zwente langet mit gleicher Ordnung, oder Verwirrung nur bis auf Kaiser Sigismunden.

Kann man nun gleich nicht läugnen, daß sehr viel gute Gedanken und Betrachtungen darinn vorkommen: so zweifeln wir doch sehr, ob dieß Werk dem Herrn Verf. bey Kennern der Historie Ehre machen werde. Es ist gleichsam die Schandsäule von ganz Europa zu nennen.

* * * * *

IX.

Der andere ' wundersame Wälsche

Virtueuse S. Franciscus de Paula, welcher an seinem hohen Fest-Tag als ein Virtueuse in omnibus, sowohl mit Vocal-Stimme, als auch denen raresten Instrumenten ein Canticum Canticorum, das hohe Lied, in der Kloster-Kirchen der RR. P. P. Minimorum Ord. S. P. Francisci de Paula nächst München ob der Au, hat hören lassen, An. 1746. Angerühmt von P. Fr. Eucharico Dorffeni, Ord. Min. S. P. Francisci Capucin. p. t. Concionatore Ordin. ad S. Petrum, indign. Cum Licentia Superiorum. 5. Bogen in 4to.

Wir fahren fort, unser Versprechen zu halten. Bevor wir aber den Herrn Drator selbst vornehmen, finden wir für gut, etwas von der Zueignungsschrift zu sagen, die sich derselbe zu seiner Arbeit hat machen lassen. Doch, was wollen

wollen wir davon sagen, das nicht viel schlechter wäre, als das Stück selbst? Es ist zu allem Glücke nicht lang, und also wollen wir es ganz hersehen. Es ist gerichtet, an den Hochwürdigen Wohl-Edel-Gebornen Hochgelahrten-Herrn, Herrn Nicolaum Prascher SS. Theologiae Licentiatum, Notarium Apostolicum, würdigsten Camerarium, ac Parochum, in Berg, und lautet so.

„Zweifle ganz und gar nit, daß gegenwärtiger
„Welscher, und wunderbarer Virtueuse in omni-
„bus, in allen werde mit Freuden an und auffgenom-
„men werden: in massen er eben sich unter den
„Schutz, und Obhut versüget und sein nit unge-
„gründetes Vertrauen nimmet bey jenem, der selbst
„ein lauterer Virtueuse zu preysen ist; dürffte wohl
„Ihro Excellenz jene Wort eines Hyponenischen
„Virtueusen an dero Stirn anschreiben, welche er
„hören lasset von einer Hochwürdigen Weltpriester-
„schaft: in Psalm. 150. Vos estis Tuba, Psalterium,
„Cithara, Tympanum, Chorus, Chordæ,
„& Organum, & Cymbala Jubilationis bene so-
„nantia, quia consonantia: Vos estis hæc omnia.
„Ihr seyet eine Trompet, ein Psalter-Spihl,
„eine Harpff, eine Heer-Paucken, ein Chor,
„ein Seiten- und Orgel-Spihl: ein Jubel- und
„wohlklingendes Freuden-Spihl, weil al-
„les sowohl zusammen stimmt. Und diß
„seyet ihr alles. Edle und schöne Wort,
„welche ich bey ihro Excellenz bewähret finde.
„Vos estis Tuba. Sie seynd eine laut-er-
„schallende Trompeten, dero Schall theils durch

70 IX. Der andre wunderfame Wälsche

„Predigten, durch Unterrichtung der Unwissenheit,
 „theils durch gutes Exempl, und Beyspñhl sich nit
 „nur in dem kleinen Bezürk des hochlöbl. Capituls,
 „sondern auch schon in der ganzen Diöces ja noch
 „weiter ausgebreitet. Tuba autem in manu, est
 „prædicatio cum opere. Vos estis Cithara. Sie
 „seynd ein liebliche Harpffen: welche schon oft und
 „vielmahl einen edlen Klang von sich geworffen,
 „verstehe liebliche Wort zum Trost der bedürfftig-
 „und Nothleidenden: Wort zur Beschüzung des
 „Neben-Menschen: Wort zur Hülff deren die ihre
 „Zuflucht allda suchten. Verbum dulce Cithara.
 „Ich kunte gar wohl beweisen, Vos estis Tympa-
 „num, eine Heer-Pauken, durch Ermunterung
 „und Erfrischung zu aller Chrißlichen Schuldigkeit.
 „Vos estis Chorus: Sie seyen ein lauterer Chor,
 „wo sich nichts anders hören lasset, als die liebliche
 „Virtueusen Cantatricinnen die Tugenden. Vos
 „estis Chorda, Organum & Cymbala: Sie seyen
 „ein lautklingendes Seit- und Orgl-Spihl, durch
 „Ausspannung und Ausdehnung aller Kräfte zum
 „Nuß, und Freud der anvertraut- so lieben Heerd,
 „welche sich nit genug erlustigen kan, ob den so ed-
 „len und raren Hall. Diß kunte ich alles mit
 „mehreren beweisen, aber genug ist mir, daß solches
 „durch Männiglichen selbst eigenen Erfahren schon
 „genug an Tage ligt.

„Wan dann Jhro Excellenz Vos estis hic om-
 „nia. Diß alles seynd, so seynd Sie ja ebenfalls
 „ein Virtueuse, wiewohl kein Wälscher, jedoch ein
 „guter Bährischer: Was wird es denn meinem
 „Wäls-

„Welschen Virtueusen Francisco de Paula für ein
„Freud seyn, wann er einen gut Bährischen Vir-
„tueusen antrifft, bey Ihme Herberg findet, und
„ganz gnädig nit nur ihme, sondern auch alle seine
„liebe Hochwürdige Virtueusen-Kinder aufnimmet,
„alle mögliche Hülff, und Lieb erzeigt? Und eben,
„wie hoch sich diser grosse H. Vatter Franciscus er-
„freut, so erfreue ich mich auch, und wünsche mir
„Glück, daß ich könne anhören zwey Virtueusen,
„in Francisco einen Welschen, und in Ihro Excel-
„lenz, einen guten Bährischen: glaube daß es um
„desto angenehmer in die Ohren wird fallen, um
„wie lieblicher es lautet, wann die second darzu
„einstimmt.

„Lassen Sie Ihnen demnach, Hochwürdiger
„Herr; dise Music-Blätlein gefallen, und wann
„an der Kunst dasjenige ermanglet, der das Lob di-
„sen Virtueusen gesprochen, wird es schon jener er-
„setzen, der verstehet ein Canticum Canticorum.
„Ein hohes Lied zu singen: wird es schon ersetzen
„durch seine grosse Vorbitt und Verdienst, welche
„Er einzulegen niemals ermanglen wird: um jenes,
„was zu Dero beständigen Wohlfahrt gedenlich, zu
„verhalten. Dises ganz tröstlich anhoffend, nebst
„unterthänigster Dancksagung, und ferner demü-
„thigister Empfehlung in Dero Wohlgewogenheit,
„verharren wir

Ihro Excellenz

Geistliche und ergebeniste Diener

P. Fr. Sigefridus Pfreumbter Minimus

p. t. Corr. & Conventus FFr. Minim.

S. Franc. de Paula und

Fr. Eucharis Cap. indign.

72 IX. Der andre wundersame Welsche

Das seine Werk selbst fängt sich mit dem bekann-
 ten Thema an: Canticum Canticorum. Das hohe
 Lied, Rubr. Libr. 3. Salom. Der Eingang lautet
 so: „Ach langwieriger Schmerzen! in was Trauer-
 „voller Sehnsucht lebte ich von jener Zeit an, von
 „dem 4ten November des schon verflossenen 1745ten
 „Jahrs, als an welchen sich jener wundersame
 „Welsche Virtueuse Carolus Borromæus hören las-
 „sen, bis auf heutigen hohen Fest- und großen Eh-
 „ren-Tag, auf den 2ten April gegenwärtigen lauf-
 „senden Jahrs 1746. Ich zehlete alle Tage, Stun-
 „den und Augenblicke, mir schien ein Tag ein Jahr,
 „ein Augenblick ein Tag zu seyn. Und warum
 „nicht? wer will es mir verübeln, daß ich mich so
 „sehr nach dem heutigen Welschen Virtueusen
 „also Trauer-voll sehne? massen, nach dero selbst-
 „eigenen Versprechen, sich Franciscus will hören
 „lassen als einen raren Virtueusen in omnibus: in
 „allen, sowohl Vocal-Stimme, als allen Musica-
 „lischen Instrumenten! ach! wenn ich nur auf einen
 „lieblichen Posaunen- und Harpffen-Klang Caroli
 „zu-rück dencke, wie diser mein und aller Hoch-an-
 „sehnlichen Zuhörer Gemüth entzücket? Wie wird
 „nicht Francisci Stimme und virtueuse Kunst in
 „omnibus, in allen uns mit Süßigkeit erfüllen?
 „O dann erfreulicher hoher Fest- und Ehren-Tag!
 „ein Tag, wo wir einen Gesang, eine Music, ein
 „Canticum Canticorum, ein Hohes Lied werden
 „anhören, dergleichen noch kein Virtueuse gesun-
 „gen, ja ich darf sagen, auch keiner wird nachsin-
 „gen können.“

Der Redner meynet, es werde doch keiner von den Zuhörern ein mehr denn Tyger- und Panther-unartiges Herz haben, welches der Music, sonderbaher einer so raren und künstlichen Harmonie abhold seye? Mit diesem Päckchen mögen die Feinde der Music vorlieb nehmen! Der Hr. Pater beweist aus allen Ständen der Menschen daß sie musicalisch sind. Denn das Kind an der Mutter Brust schläft ja ohne Singen nicht ein; ja Dion. Areopag. de Eccl. Hier. saget: Homo est animal naturā musicum. Was wollen wir mehr! Es läßt so gar ein in denen tieffisten Bergen sich verhüllender Berg-Knappe sich unter schwerster Arbeit hören:

— Cantat vinctus quoque compede fossor,
Indocili numero cum grave mollit opus.

Oben der Redner anmerket, daß diese Verse von einem blinden Heyden sind. Ein Schiffer, der unter Schweiß, Regen und Wind, nichts anders sieht, als Himmel und Wasser, singt ebenfalls:

Cantat & innitens, limosæ pronus arenæ
Adverso tardam, qui trahit amne ratem.

Der Vieh- und Schafhirt singt ebenfalls:

Fessus ut incubuit baculo, saxoque resedit
Pastor, arundineo carmine mulcet oves.

Die Hausmagd singt:

Cantantis pariter, pariter data pensa trahentis
Fallitur ancillæ, decipiturque labor.

Und es ist auch kein Wunder, daß alle Menschen so musicalisch sind: denn der Urheber der Music, ist

Gott selbst. Dieß saget der Herr Pater, und versichert: Wann die Elemente in einander verändert werden, giebt es einen Klang wie eine Orgel, und doch behält jedes seinen Thon. Es heißt: „Willst du aber die ganze Welt nicht, als eine Orgel, Gott einen Organisten betrachten, so betrachte sie als einen lieblichen Gesang, welchen Gott selbst singt.“ Dieß wird mit tröstlichen Stellen aus den Kirchenvätern bewiesen, die uns hier zu weitläufig fallen. Die Patriarchen, jüdischen Könige, und die Propheten werden auf eine nicht minder sinnreiche Weise, alle zu Musicanten gemachet: wir aber übergehen dieses alles, um unsern Lesern den versprochenen großen Virtuosen Franciscum de Paula nicht länger vorzuenthaltten; und schreiten also zur Eintheilung dieser Lobrede, die so heißt: *Propositio* oder Vortrag, *Francisc. de Paula*, der andre wundersame Welsche *Virtueuse in omnibus*, in allen. Aus- und Eintheilung. Erster Theil. Virtueuser Vocalist, welcher singt: Erstens, auf das reineste und lieblichste *Canticum Canticorum*, ein hohes Lied, und zwar *solo*. Anderer Theil. Virtueuser Instrumentalist, welcher abermahl hören läßt, ein *Canticum Canticorum*, ein hohes Lied: Erstens, auf verwunderlichen neuen Instrumenten. Andertens, auf der Harpffen, und Orgel: in allen ein *Canticum Canticorum*, ein hohes Lied.

Der Hr. Pater eröffnet den Concert-Saal mit diesen Worten: „Eben recht: und hat es wenig
„gefehlt

„gefehlt, daß wir bald zu spät kommen: die Music
 „hat schon angefangen: Es erschallet schon Canti-
 „cum Canticorum, ein lauterer hohes Lied: Allein
 „es machet mich zweiffeln, ob es meht eine Cam-
 „mer-Music, oder ein liebliches Hoff-Recht seye?
 „Müssen es zwar um Mitter-Nacht, jedoch so,
 „daß die Sterne mehr glänzen, Sonn und Mond
 „sich mehrers erleuchtet befinden, als beym hellen
 „Tage.“ Indem der Herr Pater nun in vollem
 entzückten Zuhören ist, so geschieht ihm ein garstiger
 Pöffen: es kommen drey edle aber ungestüme
 Dames, welsche Sängerrinnen, Weltbe-
 rühmte Cantatricinnen, die führen ihm, ehe er
 sich versieht, seinen virtueusen Franciscum davon.
 Er stellet sich ungebärdig über diesem Streiche, und
 suchet ihn allenthalben auf. „Ach Francisce! wo
 „bist dann? Betrübestu denn gleich anfangs alle
 „dich zu hören begierige Herzen? O ihr Berge und
 „Hügel! sagt mir her, habt ihr Franciscum nit
 „gesehen? Sie kennen ihn zwar, aber da haltet er
 „sich nicht auf. O ihr Wein-Aecker und Felder!
 „ist Franciscus nicht durch passiert? Gebt Antwort!
 „auch da haltet er sich nit auf. O ihr Felsen und
 „Stein-Klippen! sagt an, wo ist Franciscus an-
 „zutreffen? Auch diese geben keine Antwort. Ich
 „kann Franciscum nit erfragen.“ Es sieht also
 mit dem verheißenen Concerte unsers Paters sehr
 windig aus. Allein ein guter Redner weis zu allen
 Dingen Rath. Er bringt einen Schwarm liebe
 Vöglein herbey, die verwundersame Rädlein
 in der Luft machen. Diese Gesellschaft vergrößert
 sich:

76 IX. Der andre wundersame Welsche

sich: es laufen die schnell-flüchtige Häslein, die eylfertige Hirschlein, die springende Gänibselein, die artige Füchselein, einem Walde zu: unser Vater nach, und siehe! hier findet er den kleinen 12. jährigen Einsiedler Franciscum, wie er virtueus singet. Hier höret er die Nachtigallen singen; aber Franc. singt viel besser. Die Wald-lerchlein singen auch; aber Fr. singt viel besser. Hier nun beschreibt der Redner weitläufig, die harte Lebensart Francisci im Walde, den er sogar dem Joh. Bapt. vorzieht: weil dieser zwar am Flusse Jordan seine Bußfertigkeit ausgeübet; Franc. aber einen weit glückseligern Fluß Jordan hat aus seinen Augen fließen lassen. Nach allem diesem meynet er nun: es folge unumstößlich, daß Franciscus gesungen, ein Canticum Canticorum; und was will man anders machen, als daß man es ihm glaubet?

Es folget *Punctum secundum*. Franciscus singt ein hohes Lied à Basso, à Tenore & Alto, und zwar ein Solo. Hier mögen wir auf den Redner wohl Acht haben: denn das Solo mit 3 Stimmen, sieht einem neuem Hocus = Pocus sehr ähnlich. Er holet zuvörderst oberwähnte 3 Cantatrics wieder hervor, die uns den Franciscus vor den Augen wegpractisirten. Es beliebt ihm nunmehr dieselben zu nennen. „Es seyn dise drey berühmteste Musican-
 „tinnen, Humilitas, Temperantia, Charitas, die
 „Demuth, Mäßigkeit, und Liebe: als welche
 „schon mit Francisco noch in seiner Wiege, wegen
 „seiner reinen Stimme geenfferet, deswegen sich hinweg-
 „gemacht, und jedwede einen Gesang componirt,
 um

„um zu prüffen, ob Franc. auch ein frembdes Can-
 „ticum Canticorum werde singen können. Jetzt,
 „setzt Francisce komm hervor aus deiner Einsamkeit!
 „setzt gilt es nit mehr, nur mit denen wilden Thie-
 „ren und Lust-Musicanten dich hören zu lassen:
 „Siehe Humilitas hat schon ein Cant. Canticorum,
 „eine solche Arie aufgesetzt, welche um desto härter,
 „je tieffer es hinunter geht, einen Basso solo. Wol-
 „len sie sehen, wie tieff es hinunter geht? nehmen
 „sie den Gesang in die Hände! O wie tieff! tieffer
 „als der Abgrund, als die Hölle: tieffer als das un-
 „ergründliche Nichts selbst. Erstaunet ihr Ohren
 „in Anhörung dieses Basso - solo! Franc. singet es so
 „schön, thönet so tieff hinunter, so perfect, so an-
 „nehmlich, mit solcher Manier, daß die Demuth
 „selbst erstaunet ist. Franc. hat nit nur tieff, im
 „ersten Grad gesungen, das ist, parvus, klein,
 „nicht in dem andern Minor, kleiner, sondern Mi-
 „nimus, der kleinste seyn, oder genennet werden,
 „welches ja der höchste Grad in diesem Basso-Solo
 „der Demüthigung. O Demuth! wie gefällt dir,
 „daß Franciscus so perfect und virtueus gesungen?

Der Redner hat gelesen, daß die christl. Kirche sa-
 get: Congratulamini mihi, quia cum essem Parvula,
 placui altissimo. Hier nun zeigt er seine Logik,
 und machet den Schluß: Wann dann Gott so
 wohl gefalt, Parvula, kleine, wie wird ihm
 „nit gefallen, Minimus, der kleinste, oder wie
 „Franc. sich genennet, Minimorum minimus, der
 „Kleinste unter den Kleinen? Er glaubet auch
 „fest, daß der Hölle selbst vor diesem Bass-Solo
 „erschrockt

erschrocklich worden, und daß deswegen die Teufel auf sein erstes Wort ausgefahren.

Die Temperantia kommt mit ihrem Solo auch daher. Sie legt es dem Fr. vor; es ist aber mit B und † sehr schwer gemacht, daß auch der ausbündigste wältsche Virtuose erliegen möchte. „Ab-
 „stinentia ab omni lacticinio. O ein B dur! Ab-
 „stinentia ab omnibus ovis. O hartes Creuz! Ab-
 „stinentia ab omni Butyro. O schwerer Tenor ad
 „attenuandum! der sich so hoch erstreckt, bis zum
 „Ausmergeln. Abstinentia ab omni carne. O
 „Francisce! diser Gesang wird immer schwerer und
 „härter!“, Der Redner versichert indessen, daß Fr. auch in diesem Solo alle Noten so gut getroffen, daß Frau Temperantia selbst es nicht besser hätte ab-singen können.

Es kommt die dritte Cantatrice, Charitas, mit ihrem Alto-Solo, und zweiffelt, daß Fr. es werde singen können, weil es so gar hoch geht. „Es geht
 „hinauf über alle Möglichkeit der fünff Sinnen;
 „über alle irdische Sachen; bis zur Hindansetzung
 „der Eltern, Befreundte, Fleisch und Blut; bis zu
 „Unterwerffung seines eignen Willen, Sinn und
 „Verstand; bis zur Veraubung des Himmels, der
 „Seeligkeit und ewiger Anschauung Gottes. O
 „das ist hoch! das ist wahrhaftig Canticum Canti-
 „corum.“ Franc. leget auch dieses Probestück mit Ehren ab, wie leicht zu vermuthen war: und singt so hoch, daß der Himmel selbst über ihm erstaunet ist; welches wir nicht vermuthet hätten.

Es folget, der Anderte Theil, wo Franc. sich auf verwunderlichen neuen Instrumenten soll hö-
 ren

ren lassen. Weil dieselben vermuthlich alle aus des Redners eigener Werkstatt seyn werden, so wollen wir sie doch ein wenig betrachten. Den Anfang machet er mit einer kritischen Ausschweifung, die so lautet: „Unter dem Cantico Canticorum wird nicht nur verstanden Vox, oder eine vocalische Stimmen, ein articulater Gesang, sondern auch der Klang, deren Instrumenten. Denn nach Anweisung Christi, ist das ganze hohe Lied ein Drama, oder comödisches Music-Spihl in fünff Actus abgetheilet, ja wohl gar Carmen Bucolicum, oder Ecloga, ein Hirten-Spihl zu nennen. Woraus leicht zu schließen, daß auch das hohe Lied in sich enthalte, Instrumenta musica.“ Hierauf führet der Redner seine Zuhörer in Francisci Musik-Zimmer, wie er sagt: und hier zeigt er ihnen Instrumente, die freylich verwunderbar genug sind. Es sind seine Geißeln, Cilicien, sein schlechter Stab, sein alter abgetragener Mantel, seine hölzernen Schuhe: dieß sind, wie dem Redner zu sagen beliebt, Trompeten, Harpffen und Orgel. Er fürchtet selbst, daß man dieses seltsame Instrumente nennen werde; antwortet aber artig: daß alle leblose Geschöpfe, taugliche Instrumente wären, ihrem Erschaffer eine edle Music aufzumachen. Er läßt also seinen Heiligen sich mit diesen Instrumenten hören, und bewerkstelliget solches mit allerley Legenden aus dessen Geschichte: z. E. daß der Teufel ihm Felsen, Steine, NB. hölzerne Bäume ic. wie ein Pferd schleppen müssen, wenn er ihm seinen Stecken gewiesen; daß er das ungestüme Meer besänftiget, wenn er seinen hölzernen Schuh hinein gewor-

geworfen, u. f. w. Wir glauben, daß jeder vernünftiger Leser, sich schon aus dem bisherigen einen Begriff von dieser herrlichen Musik und von des Redners Wiſe werde machen können; darinnen er wahrlich keinem von seinen Vorgängern etwas nachgiebt. Wir wollen vielmehr noch ein hübsches oratorisches Blümchen aus dem Schlusse mitnehmen.

„Aber still! Franciscus will auch noch in dem Himmelmel sich hören lassen: und höret nur mit Verwunderung! er singt schöner und lieblicher als jemahl zuvor. Was singet er aber noch zulezt? O eine schöne Discant-Stimm höre ich! Ja, ja, Discant-Stimme ist es. Was heißt Discant? Lehren sollen, Discant, und zwar die Jugend soll nachsingen, von ihm lernen, wie sie sollen das zarte Alter zubringen. Discant Parentes, wie sie sollen heilig, fromm, keusch und züchtig leben. Discant divites avari, wie sie nit sollen ihre Untergebene drücken, und ihren Schweiß aussaugen. Discant alle jene Fleisch-Fresser, jene Egyptische Fleisch-Mägen, die von keinem Fasten wissen wollen, wie Franciscus gefastet &c. Ehe ich aber das Amen hören lasse, muß ich annoch in jenen Felsen, welchen Franc. durch seine virtueuse Kunst hat in die Höhe erhoben, daß er annoch in freyer Luft, wie ein Ball hanget, sein unvergleichliches Lob, als ein immerwährendes Gedend. Zeichen, und ewig dauernde Grabschrift einhauen. Franciscus de Paula, der wunderfame Welsche virtueuse in omnibus, welcher hier auf Erden, das Canticum Canticorum hat hören lassen, dorten aber nimmermehr ermüden wird in Ewigkeit. Jetzt sage ich mit singend
„frolockender Stimme: Amen!

